Schuldlos geopfert.

Zweiter Band.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

Zweiter Band.

Berlin 1896.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Die Vermählung des Herrn von Guilerin mit Paula Juconer war vorüber. Drei Tage hatten die geräuschvollen Festlichkeiten gedauert, mit welchen man, trotz der Kriegslasten, die Feier beging. Die Geschlechter der Umgegend waren herbeigekommen und hatten es sich an der reichen Tafel des Schloßherrn wohl sein lassen, in dessen Hause man von dem Mangel nichts spürte, der allerorten sonst herrschte.

Die Dorfbewohner, sowie die in Leipheim anwesenden Kriegsleute folgten dem Beispiele der geladenen Gäste, man dachte Tage hindurch an nichts, als an Schmauserei und Trinkgelage, bis man den eigentlichen Anlaß fast vergessen, der die Freigebigkeit des Barons hervorgerufen.

Wohl hatte man den prunkenden Hochzeitszug, an dessen Spitze die blasse, schöne Braut einherging, noch im Gedächtnis, wohl kam hier und da die Erinnerung, daß die blühende Jugend der jetzigen Herrin wenig für das erlöschende Alter passe, aber sie hatte ihren Gatten ja gewählt und bei den

schlechten Zeiten war die Heirat eine glänzende zu preisen; es that nicht not, sich Sorge um ihr künftig Glück zu machen.

Am zweiten Tage nach ihrer Vermählung war sie auf dem Festplatze erschienen, wo an langen Tafeln die Kinder des Dorfes gespeist wurden. Sie trug ein pelzverbrämtes Sammetgewand, einen perlengestickten Schleier in dem Haare, und die Menge war ihr ehrfurchtsvoll ausgewichen, als sie so fremdartig geschmückt, so prächtig daherkam. Aber ihr Lächeln war das alte, wenn sie sich zu den Kindern neigte, und diese vergaßen schnell das ungewohnte Kleid und jubelten zu ihr empor, wie vordem.

Zwei Jungfrauen waren mit ihr gegangen, die man seit kurzem häufig in ihrer Begleitung sah; die eine sei ihre Dienerin, sagte man, die andere wußte man nicht recht zu bezeichnen. Der Prinz von Braganza und einer seiner Kavaliere sprachen zuweilen mit ihr; sie selbst aber hielt sich scheu von jedem Verkehre zurück, obgleich sie seit Paulas Hochzeit auf dem Schlosse wohnte.

Baron Guilerin setzte den Anordnungen seiner jungen Gattin keinen Widerstand entgegen. Er gestattete es, daß Marcella in die Dienste Paulas trat und daß Andrea gleichfalls die Gastfreundschaft seines Hauses genoß. Paula hatte darauf gedrungen, daß die neu gewonnene Freundin sie begleite, deren Schicksal zu sichern ihre ganze Sorge galt.

Andrea begann den Zwiespalt zu empfinden, in welchen ihr großherziges Opfer sie gebracht hatte

und der ihr in der ersten Erregung des gethanen Schrittes nicht fühlbar geworden. Hier aber bemerkte sie nur zu genau die fragenden, zweifelnden Blicke, die auf ihr hafteten, wenn sie sich an der Seite ihres Verlobten zeigte. Sie mußte die zischelnden Worte hören, die ihr folgten und die Überzeugung befestigte sich in ihr, daß man sie als zu dem Trosse gehörend betrachtete, der, wie überall, dem Kriegsvolke nachzog.

Vor Leonhard verbarg sie die Pein, die diese Wahrnehmung ihr verursachte, um den Kummer nicht zu vergrößern, unter welchem er selbst litt, Paula jedoch erriet ihr Fühlen und suchte mit sanftem Trosteswort und zarten Aufmerksamkeiten ihr Linderung zu verschaffen.

Herrn von Guilerins Interesse für die Tochter Aloys von Hekkings war nur ein geringes, soviel Mühe sich auch Paula gab, ihn für sie zur Teilnahme zu gewinnen.

„Ich verstehe nicht,“ sagte er, als seine jung Gemahlin, von dem Kinderfeste im Dorfe zurückgekehrt, neben seinem Lehnstuhle saß, „was Dich veranlaßt, mir beständig von dem fremden Fräulein zu erzählen, das Du unter Deine Obhut genommen. Ich sah sie flüchtig nur bei unserer Hochzeit, zu der ich sie auf Deinen Wunsch einladen ließ und ihre Anwesenheit war mir gleichgültig, wie sie es noch heute ist.“

„Ich glaubte, ihr Unglück würde Euer Herz gerührt haben, mein Gemahl,“ erwiderte Paula milde,

„es ist ja dieses auch, was mich ihr zunächst gewann.“

„An ihrem Unglück, wie Du es nennst, scheint sie selbst schuld zu sein,“ war die etwas mürrische Gegenrede. „Weshalb mußte sie mit einem fremden Manne den Ihren davonlaufen?“

Paulas dunkle Augen ruhten staunend auf ihm, als sie sagte: „Leonhard Koscielski war mit dem Willen ihrer Eltern ihr Verlobter; sie glaubte es ihm schuldig zu sein, das gegebene Wort zu halten, damit er, den Gottes Hand so schwer getroffen, nicht in Verzweiflung fiele.“

„Ein Mann verzweifelt nicht so leicht, wenn er ein Mädchen verliert; es giebt ihrer mehr in der Welt und vielleicht hat er es schon längst beklagt, die Last sich aufgebürdet zu haben, welche ihm mit ihrer Begleitung erwächst.“

„O, welch ein Gedanke ist es, den Ihr aussprecht!“

„Du kennst die Welt nicht, unerfahrenes Kind, die Männer noch weniger. Im ersten Liebesrausche preist man oftmals Himmelsgabe, was uns geringe Zeit später schon zur Qual und Plage wurde.“

„Doch nicht, wenn wir ein Opfer empfingen, das uns wahre Liebe brachte?“

„Auch dann, Paula, denn wir sind gezwungen, gleich Großes dafür zu erstatten und das fällt der Mehrzahl der Menschen schwer.“

Paula schwieg; sie vermochte der Ansicht ihres Gatten nicht beizupflichten.

„Du nennst mich jetzt in Deinem Innern einen Mann des kalten Verstandes," fuhr der Baron fort, „weil ich Dir die Gesinnung der Menschen schildere, wie sie wirklich ist. Du wirst es später begreifen lernen; zu viel opfern thut niemals gut und belohnt sich nicht, wie es die Träumer meinen, die im Geben keine Grenzen kennen."

„Andrea glaubte vielleicht nicht, zuviel zu thun," bemerkte Paula, „sie dachte ihre Pflicht zu erfüllen."

Herr von Guilerin zuckte die Achseln. „Was heißt in diesem Falle ‚Pflicht'? Sie verletzte die eine um der andern willen und hätte klüger gethan, zu Hause zu bleiben. Ich kannte ihren Vater wohl und kann es verstehen, daß ihn nach einem solchen Eidam nicht mehr gelüstete. Wie denkt sie sich ihr künftig Los jetzt als Schätzchen ihres Auserkorenen, dessen weitere Züge im Lande hin und her sie doch teilen will?"

„Es ist zunächst erforderlich, daß sie ihm rechtmäßig angetraut wird," versetzte Paula ruhig.

„Die Priester sind selten, die entflohene Liebespaare trauen. Der meine wird es keinesfalls thun, denn Hekking kann ihm dafür in Wien schlimmen Lohn bereiten."

„Er würde auf Eure Fürsprache sich dazu verstehen. Und wie soll Andreas Vater davon erfahren?"

„Du weißt nach Frauenart mit raschem Zünglein für Deine Sache zu kämpfen; ich aber habe wenig Lust, mich in den Handel zu mischen. Wer gegen bessere Einsicht seiner natürlichen Berater seine Grube

gräbt, mag zusehen, wie er wieder hinauskommt. Und so möge Eure Andrea thun!"

Paula seufzte. „Mein Gemahl, Ihr dürft von Andreas Jahren nicht die Erfahrung reifen Alters verlangen. Sie wird in ihrer Erregung, ihrem Schmerze nicht die Überlegung gehabt haben, die schweren Folgen voraus zu sehen, die ihr Schritt nach sich ziehen konnte. Es urteilt nicht ein jeder so hart über sie. Leonhards Gönner und Beschützer, Seine Hoheit von Braganza, hält sie seiner Achtung und Bewunderung wert."

„Dom Duarte," meinte der Baron spöttisch, „nun ja, ich konnte es erwarten, daß er und Du einer Meinung seid. War nicht auch er es, der Dich bewog, die beiden Fremden mit schwesterlicher Sorge zu beschirmen?"

„Ich leugne es nicht, daß er meine Teilnahme für sie wachrief, welche ihnen sicher sein mußte, sobald ich ihr Schicksal kannte."

„Ich hoffe demnach, daß es nicht der Fürsprecher ist, der Deinen Eifer veranlaßt."

„Mein Gemahl," rief Paula unwillig aus.

„Erzürne Dich nicht," sagte der Baron kalt, „es liegt mir fern, Dich kränken zu wollen. Erinnern nur will ich Dich, in Deinem Amte als Schirmherrin jenes Paares nicht zu weit zu gehen. Die Freifrau von Guilerin darf nicht mehr thun, was Paula Juconerin gestattet war."

„Ich werde nichts thun, was gegen das Gebot des Schicklichen verstieße. Ihr selbst gabet mir die

Erlaubnis, für Andreas Behagen zu sorgen. Ihr werdet die Gewährung nicht zurücknehmen."

„Seid ohne Furcht. Gegebenes Wort war mir von je heilig. Jetzt nehmt das Buch dort von dem Schranke und leset weiter, wo Ihr gestern stehen bliebet. Wir haben dem, was Euch das Herz erfüllt, genügend Zeit gewidmet."

Paula that, wie ihr geheißen war. Sie las ihrem Gemahle einen Abschnitt der „Discorsi" des Macchiavelli vor, die der Baron, ein eifriger Bewunderer des Florentiner Staatsmannes, zuweilen durch Bemerkungen über das Vernommene unterbrach. Dem strebsamen Geiste der jungen Frau war jede Belehrung willkommen; das zuvor geführte Gespräch zitterte jedoch in ihr noch nach und die kalte, weltverachtende Lebensauffassung ihres Gatten, die sich in jedem seiner Worte äußerte, schien sich wie Eiseshauch auf ihr Herz zu legen.

Die Ablehnung, die sie in betreff Andreas erfahren, schreckte sie nicht von ihrem Vorhaben zurück, für die Jungfrau zu wirken, die ihr in kurzer Zeit lieb und wert geworden. Als die Vorlesung beendet war, begab sie sich in eines der Empfangszimmer des Schlosses und ließ Dom Duarte ersuchen, sich zu ihr zu verfügen.

Es war das erste Mal, daß er sie seit ihrer Vermählung sah und mit einigem Befremden war er ihrem Rufe gefolgt. Die förmliche Art, in der sie ihn empfing, belehrte ihn, daß nur ein zwingender Grund sie zu diesem Schritte veranlaßt haben müsse.

Es war nicht mehr Paula Juconerin, es war die Schloßfrau von Leipheim, die vor ihm stand.

„Ich ließ Eure Hoheit um eine kurze Unterredung ersuchen,“ begann sie, seinen ehrerbietigen Gruß durch ein leichtes Neigen des Kopfes erwidernd, „und ich darf hoffen, daß Eure Großmut das Ergebnis derselben zu einem günstigen gestalte. Sie betrifft das Schicksal des Mannes, den Ihr unter Euren Schutz genommen, und das seiner Braut, die Ihr mir empfahlet.“

„Das Schicksal Leonhard Koscielskis, von dem Ihr offenbar sprechet, edle Frau,“ erwiderte Duarte, „ist von mir soweit gesichert, als es augenblicklich mir möglich. Ich übertrug ihm die Stellung meines Sekretärs für Joao Seraphim, der nach seinem Vaterlande zurückkehren möchte. Er bleibt bei mir, bis sich Besseres für ihn gefunden.“

„Ich hörte durch Andrea zu meiner Freude bereits davon,“ sagte Paula, „aber es ist nicht dies allein, was die Schatten zu heben vermag, die ihren Weg verdunkeln. Auch Eure Hoheit wird diesen Ort wieder verlassen, was soll Andrea beginnen, wenn ihr Verlobter weiter zieht? Ich kann zu meinem Schmerze sie nicht mit mir nehmen, wenn ich in kurzem von hier gehe, und ebensowenig möchte ich der Vorstellung Raum geben, daß sie als Braut dem Manne weiter folgt, dem sie soviel geopfert hat.“

„Ihr wollet ausdrücken, was auch ich schon Leonhard gegenüber bemerkte, daß ihre Trauung so-

bald als möglich stattfinden müsse, um die Jungfrau übler Nachrede zu entziehen."

„Ich halte dies für dringend geboten und suchte meinen Gemahl dafür zu gewinnen, um durch seinen Einfluß unseren Pfarrer zu vermögen, die Trauung zu vollziehen."

„Herr von Guilerin jedoch wollte es nicht?" fragte der Prinz, als Paula innehielt.

„Mein Gemahl," antwortete Paula zurückhaltend, „hat für die äußere Welt nicht die Teilnahme, um Dinge unterstützen zu wollen, die er von seinem Standpunkt aus nicht zu billigen vermag. Der Gehorsam gegen die Eltern geht ihm über alles und danach hätte Andrea ihren Verlobten aufgeben sollen."

Duarte blickte sie fest an. „Auch Ihr seid eine gehorsame und pflichtgetreue Tochter gewesen," sprach er, „wollet Ihr die Jungfrau verdammen, die ihrem erwählten Gatten in das Elend folgte, da Euer Gemahl so herber Ansicht ist? Ihr dachtet anders kurz zuvor."

„Ich habe mein Urteil nicht geändert, Prinz; hätte ich es, würde ich nicht Euren Rat und Beistand erbitten," entgegnete Paula gelassen. „Ihr werdet das Rechte finden, dessen bin ich gewiß, jenen zu helfen. Gebietet, was geschehen soll und Euch soll in allem gehorcht werden."

„Ich werde meinem Beichtvater, Padre Araldo de Tret, die Sache vorstellen und er wird sich nicht weigern, Leonhard mit Andrea ehelich zu verbinden," sprach Duarte, „doch müßte die Trauung, um auch

hier im Lande Gültigkeit zu haben, in einem mir gehörendem Hause vollzogen werden, das soviel wie Portugiesischer Boden bedeuten würde. In dem Schlosse Eures Gatten kann sie nicht stattfinden, auch wenn der Baron seine Meinung änderte. Ich werde also zunächst Schritte thun, ein Haus im Dorfe käuflich zu erwerben, das später irgend einem gemeinnützigen Zwecke anheimfallen mag."

„Ich stelle Euch das meine zur Verfügung, Hoheit, das seit meiner Vermählung unbewohnt steht," erwiderte Paula, aber sie erschrak sofort über ihr rasches Anerbieten, als sie das Aufleuchten seines Auges gewahrte.

„Nicht nur Andrea und Leonhard, auch ich danke Euch für dieses Wort," sprach er, „bestimmt, was mit dem Kaufpreise geschehen soll und bei wem mein Mayordomo ihn niederlegen darf."

„Ich meine, es wird das beste sein, ihn dem zukünftigen Paare als Brautschatz zu überweisen," sagte Paula lächelnd, „ich wüßte keine würdigere Verwendung dafür."

„Ihr trefft, wie immer, das Rechte und wisset nicht nur zwei, sondern drei Glückliche zu machen, denn ich werde wähnen in der Heimat zu sein, wenn ich in Eurem, meinem Hause weile."

Sie schien die Bemerkung zu überhören. „Es wird in Eurem Wunsche auch liegen, die Vermählung zu beschleunigen," bemerkte sie, „ich werde inzwischen für ein Festmahl und ein schicklich Kleid der Braut sorgen; alles übrige sei Euch überlassen anzubefehlen."

Er fühlte, daß sie die Unterredung zu beenden wünsche. „Wollet mir noch eine Frage gestatten, bevor ich mich entferne," sagte er, nach seinem Federhute greifend.

Sie machte eine bejahende Bewegung.

„Ich höre seit wenigen Tagen vom Söller aus zwei Frauenstimmen singen," fuhr er fort, „deren eine mir besonders süß und hold dünkt. Vermögt Ihr mir die Eignerin dieser Stimme zu nennen?"

Das feine Rot, das bei seiner Frage ihre Wangen bedeckt, stieg bis zu der weißen Stirn empor, als sie erwiderte: „Es wird Marcella Koscielski sein, die abends gern zur Laute singt."

„Doch es sind zwei; wer kann die andere sein?"

„Ich bin es selbst," bekannte sie verwirrt, „Marcella, die des Gesanges in hohem Maße kundig, giebt mir Unterweisung."

Der Vorhang, der die Thür zu dem Nebengemache verhüllte, wurde leise gehoben; der blonde Kopf der soeben Genannten blickte herein.

„Verzeihet die Störung, edle Frau," sagte sie bescheiden, „der Herr Baron läßt Euch zu sich entbieten und will nicht länger warten."

Dom Duarte verabschiedete sich, Paula begab sich zu ihrem Gatten, der sie mit eigentümlich forschendem Ausdrucke betrachtete.

„Ich verlangte schon vor einer Viertelstunde nach Euch," redete er sie an. „Man gab mir zur Antwort, daß Ihr den Besuch des Prinzen von Braganza empfinget."

„So war es auch, mein Gemahl,“ antwortete Paula, „ich sprach mit ihm von Andreas Verheiratung.“

„Was bewog Euch dazu, deshalb Euch an Dom Duarte zu wenden?“

„Der Grund, daß Ihr mir Euren Beistand versagtet.“

„Ihr scheint nicht leicht um einen Ausweg verlegen, wenn Ihr ein Ziel erreichen wollt. Darf man erfahren, welches der Inhalt der Unterredung war?“

Sie teilte ihm den Vorschlag Duartes mit. Er lächelte spöttisch, als sie geendet.

„Wie erfinderisch der freigebige General ist, seinen Schützlingen zu helfen! Die Trauung ist, als im Auslande vollzogen, dann nicht anzufechten. Sehr schlau erdacht! Und Ihr seid ohne Zweifel mit allem einverstanden, was Euer Verbündeter anordnet?“

„Ich bin es, denn ich halte es für das Zweckmäßigste.“

„Weil Dom Duarte es erdacht?“

„Nicht deshalb allein. Ich wüßte keinen besseren Ausweg.“

„Ihr gedenkt natürlich der Feier beizuwohnen?“

„Wenn Ihr es gestattet, ja.“

„Und wenn ich die Erlaubnis verweigerte?“

„So würde ich Euch gehorchen, wie es meine Pflicht gebietet.“

Er schwieg etwas besänftigt einige Minuten.

„Immer die Pflicht und nur die Pflicht," sprach er endlich. „Wisset Ihr, daß Ihr mir mehr zu geben habt, als diese? Daß Ihr den Widerwillen und die Kälte gegen mich offener zeigt, wie Ihr als mein Weib es dürftet?"

„Mein Gemahl," entgegnete Paula ernst, „als Ihr die Mutter um meine Hand batet, wußtet Ihr, daß Ihr mir fast ein Fremder seiet, den ich zu flüchtigen Malen nur gesprochen und für den kein Empfinden mich beherrschen konnte, als das des Dankes für die Wohlthaten, welche Ihr den Meinen erwiesen. Ich ließ Euch über mein Fühlen nicht im unklaren. Ich versprach Euer Weib zu werden, weil meine Mutter es wünschte, und gelobte, Euch eine treue Pflegerin, eine gehorsame Gattin zu sein. Ich werde das Gelübde halten und stets bestrebt sein, Eure Zufriedenheit zu verdienen; wollet mir jedoch meine Aufgabe nicht nutzlos erschweren, indem Ihr mir ein Mißtrauen zeigt, für welches jeder Anlaß fehlt."

„Ich würde kaum einen Vorwurf gegen Euch erheben, wenn Euch ein blondlockiger Apoll besser gefiele, als ein Krüppel, wie ich," sagte Herr von Guilerin bitter.

„Das Kreuz, das Ihr seit so vielen Jahren traget, ist der Wille Gottes, unter welchem wir uns alle zu beugen haben. Ich werde trachten, Euch die Last zu erleichtern und nie wird der Gedanke in mir Raum gewinnen, daß Euer körperlich Gebrechen Euch mir weniger wert machen könne."

„Die Großmut Eures Herzens täuscht Euch dar=

über hinweg. Ihr habt den besten Willen, ich erkenne es an. Vergessen aber kann ich nicht, wie Ihr vor mir zurückschaudertet, als ich nach unserer Vermählung mich Euch nahte."

Paula schwieg.

„Und wäre ich nicht der Besitzer dieses Schlosses, der reichste Mann im Umkreis vieler Meilen, hättet Ihr meine Hand genommen?" fuhr der Baron fort, dessen Eifersucht ein Vergnügen darin zu finden schien, sich selbst und sie zu quälen.

„Ich sagte Euch zuvor, daß ich meiner Mutter gehorchte," erwiderte Paula. „Ich hätte jeden Gatten genommen, den sie ausgewählt."

„Eure eigene Wahl wäre vermutlich auf jenen Fremden gefallen, dessen Wort und Meinung Euch so hoch steht, um Euch die aller anderen gleichgültig zu machen."

„Ich teile sein Mitleid mit jenem unglücklichen Paare, dem auch ich beistehen möchte, aus der gegenwärtigen Lage befreit zu werden. Ist dies ein Unrecht gegen Euch?"

„Vorderhand noch nicht," war die trockene Antwort.

„Habt Ihr so wenig Zutrauen zu ihr, der Ihr Euren Namen, die Stellung der Gebieterin Eures Hauses gabet, so wäre es besser, Ihr hättet niemals mein begehrt."

„Warum verschwieget Ihr mir, daß Ihr Dom Duarte kanntet?"

„Ich durfte vermuten, daß Ihr es wußtet, denn

ich zeigte ihm am Abend seiner Ankunft den Weg zum Schlosse."

„Ihr setztet den Verkehr mit ihm fort."

„Es geschah ohne jegliche Absicht von meiner Seite. Erst heute war ich gezwungen, mich unmittelbar an ihn zu wenden."

Sie sprach ohne irgend welche Befangenheit, ihre Worte trugen den Stempel überzeugender Wahrheit; Herrn von Guilerin begann seine Aufwallung zu gereuen.

„Ich glaube Euch," sagte er, „denn Ihr seid nicht mit dem Maße anderer Frauen zu messen. Ist es Euch eine Genugthuung, mögt Ihr die Hochzeitfeier Eurer Freunde besuchen."

„Ich werde es unterlassen, falls es Euch das geringste Bedenken erregt."

„Keineswegs! Es wird für längere Zeit das letzte Fest sein, an welchem Ihr hier teilnehmt. Noch bevor der Mond wechselt, werden wir Leipheim verlassen, um nach Graz zu ziehen. Schon morgen werde ich die nötigen Vorbereitungen beginnen lassen."

„So gestattet, daß ich mich jetzt entferne, um mit Andrea einiges zu besprechen, das der bevorstehenden Feier gilt. Wenn es Euch gefällt, will ich meine Mutter zu Euch senden, damit Ihr nicht allein seid."

„Ich ziehe das letztere der Gesellschaft Eurer Mutter vor und erwarte, daß Ihr zum Nachtessen wieder hierher kommt. Wir werden die Mahlzeiten

in Zukunft allein einnehmen; das Geräusch in der Halle ist mir lästig."

Die leichten Schritte der jungen Frau waren auf dem Hausgange verhallt. Der Baron stützte den Kopf in die Hand.

„Sie ist noch rein," murmelte er vor sich hin, „sie ist von anderem Stoffe, wie die übrigen, aber wird sie es bleiben, wenn in Wahrheit die Versuchung ihr nahe tritt? Sie muß fort, ungesäumt fort, ehe jener blonde Fant Zeit gewinnt, sie zu umgarnen, und ehe sie sich klar wird, daß sie ihn liebt."

* * *

Wenige Tage später fand in dem Berghäuschen, das Duartes Eigentum geworden, die Trauung Leonhard Koscielskis mit Andrea von Hekking statt.

Der Feier wohnten sämtliche Offiziere und Edelleute des Infanten bei, der an des Vaters Stelle die Braut dem Bräutigam übergab. Paula hatte es sich nicht nehmen lassen, die Freundin selbst zu schmücken, Frau von Juconer richtete in einem der unbenützten Räume des Schlosses das Hochzeitsmahl her; die kleinen Schwestern streuten auf dem ganzen Wege, den der Zug zu nehmen hatte, eifrigst Blumen. Sie waren entzückt, schon wieder eine Hochzeit feiern zu helfen.

Baron Guilerin schützte seine Kränklichkeit vor, um dem Feste fern zu bleiben; man wußte ihm Dank, daß er seine schöne Gemahlin sandte, die in

Begleitung Marcellas zu der Trauung erschien und auch für einige Stunden bei dem Festmahle anwesend war.

Man mühte sich, der unter so eigentümlichen Umständen stattfindenden Hochzeit ein möglichst heiteres Gepräge zu verleihen. Duarte brachte die Gesundheit des Brautpaares aus, der andere Trinksprüche folgten. Bald herrschte an der Tafel laute Fröhlichkeit, die auf das ernste, blasse Angesicht der neuvermählten Gattin Leonhards einen Widerschein warf.

„Wie soll ich Dir für alle Deine Liebe danken?“ sagte sie zu Paula, als beide nach Beendigung des Mahles in der tiefen Nische des Fensters standen.

Die letzten Tage, die sie miteinander verlebt, hatten das schwesterliche „Du“ hervorgerufen.

„Dadurch, daß Du glücklich bist,“ antwortete Paula auf Andreas Frage weich.

„Ich bin es, wenn auch ein Tropfen Wehmut in den Becher der Freude fallen muß,“ sprach Andrea, „doch ich darf nicht klagen, jetzt, da tausendfache Güte mir den Weg geebnet und schirmend mich umgiebt. Nur danken möchte ich, überreich danken, wie ich empfing.“

„Der Frieden Deiner Seele wird wiederkehren,“ sagte Paula, „und was Dich quälte, in Vergessenheit versinken. Ich gehe jetzt beruhigt von Dir, denn ich weiß Dich geborgen in der Liebe Schutz, die stark und treu, gleich Deiner eigenen, ist. Und kämen

abermals Tage der Trübsal über Dich, in denen Menschenhilfe Dir von Wert sei, so komme zu mir, und mein Haus, mein Herz werden allezeit Dir offen stehen."

Andrea schlang in aufwallendem Empfinden die Arme um den Hals der Sprecherin. „Könnte ich auch für Dich das Glück erflehen, dessen Du so würdig bist," flüsterte sie.

Paula schüttelte leise den Kopf. „Bitte um Kraft für mich auf dem Wege, der vor mir liegt, und es ist alles, was ich begehre," sagte sie nur und wandte sich an Don Cueva, einen Offizier aus Duartes Gefolge, um mit ihm einige Worte zu wechseln.

Die Kinder hatten sich den günstigen Augenblick ersehen, als man die Tafel aufhob, um zu ihrem Freunde zu eilen, der sie mit Süßigkeiten beschenkte.

„Nun gehen wir fort, ganz fort, weißt Du es schon?" erzählten sie. „Paula nimmt uns mit, wenn sie in die große Stadt zieht."

„Ihr geht gewiß gern fort," sagte der Prinz, „und das ist gar nicht schön von Euch."

„Ja, aber wir machen eine Reise," meinte Vincentia stolz, „und werden in einer Kutsche fahren, oder auch reiten, wenn Paulas Mann es erlaubt."

„Wir kommen auch wieder hierher," versicherte Armgard, „übers Jahr, wenn es Sommer ist."

„Dann aber bin ich nicht mehr hier und Ihr habt mich längst vergessen," sprach Duarte.

Vier kleine Händchen strebten zu ihm empor, ihn zu liebkosen. „Wir vergessen Dich nicht," riefen

sie zärtlich, „und Du kommst auch dorthin, wo wir sind.“

„Dazu habe ich noch keine Aussicht, Ihr lieben Schmeichler, ich muß dorthin gehen, wo es der Kaiser befiehlt.“

„Paula möchte auch lieber hier bleiben,“ berichtete Vincentia. „Sie weinte gestern, als wir uns freuten.“

„Aber ihr Mann war böse, als er es sah,“ fügte Armgard hinzu, „er machte ein Gesicht, so finster, und sagte ihr, er könne Thränen nicht leiden.“

Duarte wurde das Geplauder der Kleinen zur Pein; mit sanfter Gewalt schob er sie von sich und trat in den Kreis der Hochzeitsgäste zurück.

Er hatte mit Paula am heutigen Tage nur wenige Worte gewechselt. Ihr ganzes Wesen war ihm so fremd, so unnahbar erschienen und er begriff, daß es nicht anders sein könne. Jetzt aber zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihr, einmal noch in ihre Augen zu schauen, einmal noch den Klang ihrer Stimme zu vernehmen, ehe sie für immer schieden.

Dort stand sie in dem Bogen der Thür, die auf den Altan führte, und sprach gleichgültig freundliche Worte zu den sie umgebenden Kavalieren, die ihm ehrfurchtsvoll Platz gaben, als er sich der Gruppe nahte.

„Ich vernahm durch Eure Schwestern, daß Ihr Leipheim schon in kurzem zu verlassen gedenkt,“ sprach er, „ist es in der That so?“

„Ja, Hoheit,“ antwortete sie, „Herr von Guilerin befahl, daß wir binnen drei Tagen von hier abreisen.“

„Werdet Ihr mir noch gestatten, mich von Euch zu verabschieden?“

„Mein Gemahl wird sicherlich erfreut sein, Euch noch bei sich zu sehen. Bei ihm bin ich dann anzutreffen.“

Sie waren auf den Altan hinausgetreten, es fehlten beiden die Worte, das Gespräch fortzusetzen. Sie blickten stumm in das Thal vor ihnen, auf dem der goldige Schein des Herbsttages flimmerte.

„Lebt wohl,“ sagte Duarte endlich, sich abwendend. „Möge Gottes Gnade Eure Zukunft erhellen und Euch Tage des Friedens — ich scheue mich zu sagen — des Glückes schenken.“

„Dank Euch und auch Ihr möget allezeit seinem Schutze befohlen sein. Lebt wohl!“

Sie kehrten in den Saal zurück; Paula winkte Marcella zu sich heran; wenige Minuten später verließ sie das Fest, um sich wieder zu ihrem kranken Gatten zu begeben.

Zweites Kapitel.

Der Reichstag war am 13. Oktober zu Regensburg vom Kaiser feierlich eröffnet worden. Zwar fehlten noch immer einige der geladenen Fürsten, doch war es unmöglich, den Beginn der Verhandlungen länger hinauszuschieben, die voraussichtlich eine lange Zeit in Anspruch nehmen sollten.

Nun waren fast zwei Monate über den Beratungen vergangen, ohne daß die Ergebnisse sich von den früheren besonders unterschieden, und die baldige Beendigung des Krieges schien abermals in weite Ferne gerückt.

Ferdinand III. sah die Mühen langer Wochen und Monde, die in Vorbereitungen für den Abschluß des Friedens vergangen, in ein Nichts zerrinnen und seine Stimmung litt zusehends darunter. Die Minister scheuten sich, ihm mit einer Botschaft zu nahen, wenn sie sein verdüstertes Angesicht erblickten, und überließen es willig dem bevorzugten Grafen Trautmannstorff, Ferdinand von allen Vorgängen in Kenntnis zn setzen, die ihm neue Sorgen bereiten mußten.

Es hatte schon seit einiger Zeit zwischen Madrid und Regensburg ein lebhafter Depeschenwechsel statt-

gefunden; die reitenden Boten waren beständig unterwegs, der neue Gesandte, Don Francisco de Mello, welcher den Grafen Castaneda ersetzt hatte, pflog mit dem kaiserlichen Minister verschiedene geheime Unterhandlungen, und es war nach einer solchen, daß Graf Trautmannstorff zu später Abendstunde sich bei seinem Herrn melden ließ.

Der Kaiser ließ ihn ungesäumt vor. Er wußte, daß es nur eine Sache von großer Wichtigkeit sein müsse, die den Minister veranlaßte, diese ungewöhnliche Zeit zu wählen.

„Ihr bringt nichts Gutes, ich lese es in Euren Zügen," rief er ihm entgegen, „ich staune nicht darüber, denn es ist mir bereits ein Gewohntes, üble Kunde zu hören. Was ist vorgefallen? Bedroht Guébriant eine unserer Städte oder ist Baner in meine Lande eingedrungen?"

„Keines von beiden, Majestät," erwiderte Graf Trautmannstorff. „Don Francesco de Mello ging soeben von mir; ich hielt es für meine Pflicht, Eurer Kaiserlichen Majestät ohne Aufschub mitzuteilen, was ich durch ihn erfuhr."

„Er war schon gestern bei Euch, wie ich mir sagen ließ," bemerkte der Kaiser, „Ihr scheint mit ihm in besserem Einverständnisse zu leben, als mit seinem Vorgänger."

„Ich bedaure, dies verneinen zu müssen. Weil er bei mir keinen guten Willen für seine Wünsche fand, ersucht er Eure Majestät um Gehör."

„Sagt mir in Kürze, was er will," befahl Ferdinand.

„Er eröffnete mir zunächst, was auch Eure Kaiserliche Majestät in hohem Grade überraschen, vielleicht beunruhigen wird," sprach der Minister. „In Madrid langte am 7. Dezember die Nachricht an, daß das Volk der Portugiesen sich gegen Spanien empört und Dom Joao, Herzog von Braganza, zu seinem Könige ausgerufen habe."

Der Kaiser sprang von seinem Sessel empor. „Was sprecht Ihr da?" rief er erregt. „In Portugal ein Aufstand? Und Spaniens Macht war nicht groß genug, ihn in seinem Beginne zu dämpfen?"

„Das Unternehmen ist, wie es mir nach Don Mellos Berichten erscheint, von langer Hand vorbereitet gewesen. Die Umwälzung der bestehenden Verhältnisse hat sich in einem einzigen Tage (1. Dezember 1640) vollzogen und es konnte dies um so leichter geschehen, da der gleichzeitige Aufstand in Catalonien die Entsendung spanischer Truppen dorthin notwendig machte, Lissabon somit von allen Soldaten befreit war, die den Aufstand unterdrücken konnten."

„Und ließ die Herzogin-Regentin es so ruhig geschehen, daß man sie der Statthalterschaft entsetzte?"

„Die Frau Herzogin*) ist milden Gemütes, nicht

*) Es war Margareta von Savoyen, Witwe des Herzogs Francesco Gonzaga von Mantua, Enkelin Philipps II., die an Stelle des verstorbenen Bruders Philipps IV., Carlos, zur Statthalterin eingesetzt worden.

zu raschem Handeln geneigt. Sie befahl den wenigen ihr noch getreuen Truppen, die teils selbst Portugiesen waren, jedes Blutvergießen zu vermeiden und ließ sich in ihrem Palaste gefangen nehmen. Nur drei Menschenleben, darunter zwei ihrer Ratgeber, fielen der Volkswut zum Opfer, die öffentlichen Gebäude wurden mit portugiesischen Soldaten besetzt, die spanischen Schiffe im Hafen mit Beschlag belegt, die Fahnen und Abzeichen gegen die neuen, eigentlich alten Landesfarben eingetauscht. Als Dom Joao seinen Einzug hielt, herrschte in der Hauptstadt bereits vollkommene Ruhe, und wenige Tage später war ganz Portugal dem mutigen Beispiele gefolgt."

„Ihr scheint mit Euren Sympathien bei dem rebellischen Volke zu sein, Graf," sagte der Kaiser, „und erinnert Euch nicht, welche Folgen diese Abenteuerei für uns haben kann. Mein Schwager von Spanien wird in einen neuen Krieg verwickelt werden, er wird sein Geld wie seine Truppen in dem eigenen Lande brauchen und aufhören, uns beizustehen."

„Ich komme zu dem zweiten Teile der Mitteilungen, die mir Don Mello machte," fuhr der Minister fort, „er betrifft den Bruder des neuen Königs, Dom Duarte, jetzt thatsächlich Prinzen von Portugal."

„Er wird zurück nach seinem Lande wollen, das ist begreiflich," versetzte Ferdinand zerstreut.

„Der Gesandte läßt im Namen seines Herrn Eure Majestät ersuchen, dies zu verhindern."

„Wie kann ich ihn hindern? Er ist nicht mein

Unterthan, noch mein Vasall. Freiwillig trat er in meinen Dienst, den er jederzeit wieder verlassen kann."

„Ich sagte Don Mello das gleiche; er erwiderte, daß dem Könige von Spanien ein großer Dienst erwiesen würde, wenn es gelänge, sich der Person des Infanten zu bemächtigen."

„Welch ein Gedanke," rief der Kaiser. „Und Ihr, wie nahmet Ihr dieses unerhörte Ansinnen auf?"

„Ich entgegnete, daß Eure Kaiserliche Majestät nie in einen derartigen Schritt willigen würde, der einen Bruch des Vertrauens und des Gastrechts in sich schließe, und daß auch ich den Vorschlag nicht befürworten wolle, so wenig, wie die übrigen Räte Eurer Majestät sich dazu verstehen werden."

„Ihr thatet recht daran. Ich wüßte für die Gefangennahme Dom Duartes nicht den geringsten Grund."

„Don Mello will sich mit meinem Bescheide nicht zufriedengeben. Wie ich schon vorhin bemerkte, hat er den Wunsch, die Angelegenheit persönlich bei Eurer Kaiserlichen Majestät zum Vortrage zu bringen."

„Er wird bei mir keinen günstigeren Boden für seine Pläne finden, als bei Euch, doch ist es von Wichtigkeit, daß ich ihn spreche, um die Gesinnung meines Schwagers zu erkunden, von welchem Deutschlands Geschick abhängt. Kommt in diesem unseligen Hadern und Feilschen um Worte, mit welchem sich die Beratungen hinziehen, der Friede abermals nicht zu stande, können wir seiner Hilfe weniger als je entraten."

Don Francesco de Mello, seit kurzem spanischer Gesandter am kaiserlichen Hofe, hatte in früheren Jahren in Portugal gelebt und war als mittelloser Edelmann von Dom Theodosio von Braganza, wie von seinem Sohn Joao, vielfach ausgezeichnet worden. Man zog den begabten und weltgewandten Kavalier an den Hof; die Großmut der Herzöge sorgte für sein Emporkommen und spendete ihm reichliche Wohlthaten.

Doch er vergaß des empfangenen Guten, als ihm in der Person des Grafen von Olivarez ein mächtigerer Beschützer zu erstehen schien. Bereitwillig verband er sich mit ihm zu Portugals Verderben. Mit den Verhältnissen des Landes wohl vertraut, vermochte er dem spanischen Minister manchen wichtigen Dienst zu leisten, und dieser belohnte ihn dafür mit dem verantwortlichen Posten, den er gegenwärtig bekleidete.

Don Mello wußte sehr genau, daß seine ganze fernere Zukunft von der Gunst des Grafen abhinge und daß ein einziges Wort desselben ihn in das Nichts zurückstoßen könne, aus welchem er hervorgegangen. Olivarez hatte ihm die entschiedene Weisung erteilt, die Verhaftung Dom Duartes durchzusetzen, und Mello war sich klar, daß er jedes erdenkliche Mittel hierzu in Bewegung zu bringen habe, um nicht den Zorn seines Gönners auf sich zu laden.

Die ablehnende Haltung, mit der am folgenden Morgen Ferdinand III. ihn empfing, schreckte ihn nicht im geringsten ab. Er war nicht der Mann,

nach dem ersten Fehlschlage eine Sache fallen zu lassen.

Mit der Geschmeidigkeit, die ihm so oft in schwierigen Lagen geholfen, ergänzte er den gestrigen Bericht des Grafen Trautmannstorff über die Ereignisse in Portugal und gab den Fragen des Kaisers über verschiedene Einzelheiten genaue Auskunft.

„Seine Majestät, mein erhabener Herr,“ schloß er, „hofft mit der Hilfe Gottes diese Thorheit überwallender Gemüter baldigst wieder aus der Welt zu schaffen. Das im Aufstande begriffene Land ist klein, seine Streitkräfte zu geringe, um sich lange behaupten zu können und Dom Joao, der sich jetzt der Vierte nennt, wird ohne Zweifel nur die Rolle eines Bohnenkönigs von dem heutigen Tage auf morgen spielen. Allerdings rechnet mein königlicher Gebieter in seinem Bestreben, die Rebellen zu strafen, auch auf den Beistand Eurer Kaiserlichen Majestät, seines vielgeliebten Schwagers, mit welchem ihn nicht nur die Bande des Blutes, sondern auch die bewährter Freundschaft verbinden.“

„Ich bin zu jedem Dienste gern bereit,“ entgegnete der Kaiser, den es nicht wenig beruhigte, daß Mello den Aufstand als geringe und unbedeutend hinstellte. „Nur werde ich nicht imstande sein, meinen Schwager, wie ich möchte, zu unterstützen; meine Streitkräfte sind, wie Ihr wisset, in unseren eigenen Landen beschäftigt.“

„Es giebt einen anderen Dienst von ungleich minderer Tragweite, den Eure Majestät meinem hohen

Gebieter zu leisten imstande wäre," warf der Gesandte ein, „und ich bin überzeugt, daß mein erhabener König für diesen sich des ewigen Dankes verpflichtet halten würde."

„Ich glaube zu erraten, was Eure Worte bezwecken," erwiderte der Kaiser kühl, „habt Ihr nicht schon meinem Minister Eure Wünsche geäußert?"

„Ich wagte es, im Hinblick auf die Dringlichkeit der Sache, ihm meine Pläne zu unterbreiten, deren Ausführung von der Gewährung Eurer Kaiserlichen Majestät abhängt."

„Spart Euch die Mühe, mir den Vorschlag zu wiederholen, da ich schon Trautmannstorff erklärte, nichts davon hören zu wollen. Dom Duarte von Braganza ist mein Feldherr und mein Gast, als solcher unverletzlich."

„Eure Kaiserliche Majestät denkt ritterlich und groß," sagte der Gesandte, sich verneigend. „Wer würde nicht so edelherzige Gesinnung bewundern? Doch fordert es leider so häufig das Wohl der Allgemeinheit, das erste Gefühl zurückzudrängen, um nicht das Heil eines ganzen Reiches dem eines einzelnen unterzuordnen."

„Was hat das Heil der Gesamtheit mit Dom Duartes Gefangennahme zu schaffen?"

„Mehr als es sich für den Augenblick übersehen läßt," war Mellos Antwort. „Ist Dom Duarte die Möglichkeit gegeben, nach Portugal zu entkommen, so wird er nicht säumen, mit seiner in deutschen Landen erworbenen Kriegskunst seinem Bruder beizustehen. Die

rebellischen Unterthanen, mit ihrem neuen Könige an der Spitze, werden, von frischem Mute belebt, den Kampf fortsetzen, der dann eine Ausdehnung annehmen kann, wie man sie selbst in Spanien vorderhand kaum fürchtet. Welche unberechenbaren Folgen hierdurch entstehen könnten, wird Eurer Kaiserlichen Majestät scharfer Geist ermessen können, auch daß die mißlichen Verhältnisse in Portugal sich bedeutend leichter ordnen lassen würden, wenn der Prinz nicht dorthin gelangte. Dom Joao liebt seinen Bruder, die Gefahr, in der er ihn vermutet, würde ihn möglicherweise abschrecken, seinen Widerstand gegen den König weiter zu treiben. Gott hat dieses sichere Mittel, die Dinge in wünschenswertester Weise zu beenden, Eurer Kaiserlichen Majestät in die Hand gegeben und damit zugleich die Gelegenheit, Dero erhabenem Anverwandten und dessen ganzem Hause einen Beweis wärmster Liebe und Treue darzuthun. Das Haus Österreich ist ausersehen, seinem Ruhmeskranze ein neues, unvergängliches Blatt hinzuzufügen, indem es seine Hilfe dazu leiht, ein aufrührerisches Volk zu seiner Pflicht zurückzuführen, und inniger als je werden die beiden vornehmsten Dynastien Europas dadurch vereint werden."

Der Kaiser hatte der Auseinandersetzung unbeweglich zugehört; als Don Mello geendet, schüttelte er leicht das Haupt. „Eure Gründe, soviel Wahrscheinlichkeit sie für sich haben, vermögen mich nicht mit dem Gedanken auszusöhnen, die Dienste, die mir Dom Duarte in vielen Jahren opferwillig leistete,

mit so üblem Lohne zu vergelten. Weiß er bereits um das Vorgefallene? Ist er beteiligt daran?"

„Soviel mir bekannt ist, nein. Der Staatssekretär, Don Lucena, der mir befreundet ist, hat es bis jetzt unterlassen, ihn zu unterrichten, wie ich aus seinem Briefe entnahm."

„Was konnte ihn dazu bewegen?"

„Dom Duarte hat ihn einst gekränkt, als sie bei einem Turniere die Farben der gleichen Dame siegen machten; seitdem ist er ihm feindlich gesinnt."

„Immer das gleiche," sagte der Kaiser mißbilligend, „das längst verhallte Wort, mit dem in erregter Stunde die Eitelkeit, die Ehrgier eines andern verletzt wurde, wirkt wie ein ätzend Gift in langen Jahren nach, bis endlich nimmer ruhende Rachsucht ihr Genügen fand."

Auf Don Mello machte die Betrachtung keinen Eindruck; er wußte, daß er im gegebenen Falle genau so handeln würde wie Francisco de Lucena.

„Eure Kaiserliche Majestät wollen allergnädigst geruhen, die Botschaft mir zu eröffnen, welche ich meinem Herrn übermitteln darf," wagte er zu erinnern.

„Ihr habt es eilig," entgegnete Ferdinand ungnädig, „unmöglich kann ich in einer so schwierigen Frage sofort entscheiden. Der Staatsrat soll zusammenberufen werden; ihm will ich mitteilen, welche Beweggründe Ihr mir vorhaltet, Dom Duarte seiner Freiheit zu berauben und mit Gewissenhaftigkeit und Ernst soll es erwogen werden, ob in der That

das Wohl Spaniens darunter leiden kann, wenn ich von der Verhaftung meines früheren Waffengefährten absehe."

Don Mello verzog keine Miene „So habe ich nur nach um die Gnade nachzusuchen, dem hohen Rate den letzten meiner Gründe gegen Dom Duarte zur Entschließung anheimzugeben, den ich bisher verschwieg. Die Portugiesen hängen an dem Hause Braganza, in welchem sie die rechtmäßigen Beherrscher ihres Landes sehen. Dom Joao besitzt nur zwei Söhne in zartem Alter, von welchen namentlich der älteste zu keinerlei Hoffnungen berechtigt. Auf Dom Duarte*) ginge die Nachfolge über, falls sein Bruder ohne Erben stürbe, auf ihn sind die Augen des durch seinen Sieg berauschten Volkes gerichtet, das in ihm dieses neuen Thrones festeste Stütze erwartet. Ihr thörichter Widerstand wird sich verstärken, je mehr sie sich an diesen Gedanken halten, und deshalb möge Eure Kaiserliche Majestät der Vorstellung ein geneigtes Gehör geben, daß Eile not thut, den Prinzen unschädlich zu machen, bevor er Mittel und Wege findet, zu entfliehen."

Die Audienz war beendet, der Kaiser beachtete den unterwürfigen Gruß des Gesandten kaum; Don Mello empfand, daß er in der begonnenen Weise sein Ziel nicht erreichen werde und begab sich daher zu dem Geheimschreiber der Kaiserin, Doktor Navarro, einem Spanier von Geburt, der das Vertrauen seiner

*) Der dritte der Söhne Dom Theodosios war inzwischen gestorben.

Gebieterin in hohem Grade genoß und im Verein mit ihrem Beichtvater, Pater Diego Quiroga, ihre Entschlüsse oft beeinflußte.

Es bedurfte seitens des Gesandten nur geringer Mühe, die beiden Männer seinen Plänen zu gewinnen. Sie standen an der Spitze der spanischen Hofpartei, welche sich unter Maria Anna gebildet, und vertraten bei jedem sich ergebenden Anlasse die Interessen ihres Landes, rücksichtslos in der Wahl ihrer Mittel dabei verfahrend. Pater Quiroga zumal, der früher Soldat gewesen und erst spät in den Orden des heiligen Franciscus getreten war, kannte keine Bedenken, wenn der Vorteil Spaniens in Frage kam. Er war, trotz des geistlichen Gewandes, Staatsmann und Kämpfer geblieben, und die Mehrzahl der Siege, welche die spanische Partei über den Willen des Kaisers zu erringen verstand, dankte sie seiner Vermittlung bei der Kaiserin.

Navarro und er versprachen auch diesmal Don Mello ohne Zögern, in seinem Sinne bei ihrer Herrin zu wirken; des Erfolges durfte man bei ihrer Ergebenheit für ihren königlichen Bruder gewiß sein.

Der Kaiser hatte dagegen noch am nämlichen Tage die Mitglieder des Staatsrates zu sich befehlen lassen, mit ihnen den ungewöhnlichen Fall zu besprechen, der ihn in einen so quälenden Widerstreit mit seiner eigenen Überzeugung drängte.

Graf Trautmannstorff trug die Angelegenheit den Versammelten, unter welchen sich auch der Bruder des Kaisers, Erzherzog Leopold Wilhelm, befand, in

längerer Rede vor. Er legte in ausführlicher Weise die Gründe dar, welche Mello als bestimmend für die Gefangennahme Dom Duartes angegeben, und stellte es den Anwesenden anheim, ihre Meinungen für und wider dieselben zu äußern.

Noch war er nicht zu Ende gelangt, als der Erzherzog lebhaft von seinem Sessel emporsprang.

„Was braucht es da des Überlegens und Beratens, Ihr Herren?“ rief er unwillig aus. „Es kann doch Spanien nicht in den Sinn kommen, daß wir einen offenen Vertrauensbruch an einem Prinzen begehen werden, der in unser Land kam, sein Blut für unsere Sache zu vergießen und der dem Reiche treu bis zu dieser Stunde diente? Laßt Mello wissen, daß er sich des Antrages zu schämen habe und nie wieder etwas darüber verlauten dürfe.“

„Mein Bruder,“ sprach der Kaiser bedrückt, „was Euch mit Abscheu und Entrüstung erfüllt, ich begreife es, denn es ist das gleiche, was auch ich empfinde. Doch Eurem raschen Vorwärtsstürmen muß ich die Erwägung entgegenhalten, daß wir es mit einem Verlangen meines Schwagers zu thun haben, dem ich in mehr als einer Beziehung verpflichtet bin.“

„Euer Liebden sind es auch dem Prinzen von Braganza,“ fiel der ritterliche Bischof*) ein. „Sieben Jahre hat er Euch uneigennützig und unermüdet ge-

*) Leopold war Bischof von Passau, Halberstadt und Straßburg und wurde später Hoch- und Deutschmeister.

dient, nie hat er eine Entschädigung noch einen Lohn erhalten, ja, oftmals, wie es uns allen bekannt, hat er dem bedrängten Heere mit eigenen Mitteln ausgeholfen. Ein tapferer und gerechter Führer, ein milder Sieger, ein makelloser Edelmann ging er den Seinen als ein leuchtendes Vorbild voran, uns anderen ist er ein treuer Freund und lieber Waffengenosse geworden. Und Ihr könnt daran denken, ihn seinen Feinden auszuliefern, als Geisel ihn zu geben für seines Volkes Thun, das, wie Ihr es auch bezeichnen möget, eine gerechte Sache vertritt? O, mein Bruder, stehet davon ab, beflecket Eure Hand nicht mit so verabscheuungswerter That und ladet nicht auf Eure Kinder den Fluch, der ihn trifft, der die Treue gebrochen."

Durch den Kreis der versammelten Minister und Räte ging es wie ein leises Murmeln der Zustimmung. Es war wohl nicht ein einziger darunter, der nicht die Ungerechtigkeit des von Spanien gestellten Antrages fühlte.

Der Kaiser winkte dem Grafen Trautmannstorff. „Erklärt Euch, ob wir, ohne uns des Beistandes meines Schwagers zu berauben, die Sache ablehnen können."

Der Minister wiegte bedenklich das Haupt. „Ich kann es nicht verhehlen, daß gewaltige Rücksichten uns an Spaniens Krone binden und es steht in Zweifel, ob wir sie ohne schädliche Folgen beiseite setzen dürfen."

„Ihr äußertet Euch gestern anders," rief der

Kaiser ungeduldig. „Habt Ihr über Nacht Euren Sinn gewandelt?“

„Ich habe alles, was Don Mello mir mitteilte, nochmals reiflich überlegt,“ erwiderte der Graf, „und bin zu der Erkenntnis gelangt, daß die Angelegenheit nicht kurzerhand mit einem ‚Nein‘ zu erledigen ist, wie ich anfänglich glaubte.“

Trautmannstorff verschwieg seinem Herrn, daß Mello unmittelbar vor der Sitzung noch einmal bei ihm gewesen und mit der Vollmacht des Handelns, die ihm von Philipp IV. übertragen war, dem Minister vertraulich eröffnet hatte, daß der König, unbedingt auf seine Befürwortung der Sache rechnend, ihm die Verdoppelung seiner Pension in Aussicht gestellt habe, wenn das Unternehmen gelänge, daß er jedoch auf keinen Zuschuß mehr von spanischer Seite im Falle des Mißlingens zu zählen habe.

Diese Mitteilung war es gewesen, die den Grafen in seinem bisherigen Widerstande erschütterte. Wie fast alle Großen des Reiches machte sich auch bei ihm der durch den Krieg hervorgerufene Geldmangel fühlbar und der Ausfall der spanischen Zuwendungen wäre ihm sehr unwillkommen gewesen.

„Sprecht Ihr, Hasso von Mengen,“ wandte sich der Kaiser an einen älteren Mann, der ihm gegenüber saß. „Ihr wisset oftmals das Rechte zu finden, wenn wir anderen uns vergebens müde gesonnen, und keines Menschen Meinung hat je die Eure beirrt, die aus der Überzeugung Eures geraden Sinnes kommt. Sagt auch zur Stunde ohne Scheu, wie

Ihr denket und seid meiner unveränderten Gunst und Gnade versichert, selbst wenn Ihr zu offen gewesen."

Der Angeredete verneigte sich. „Ich fürchte allerdings mit zu großer Freiheit zu sprechen," begann er nach einigem Zaudern, „da jedoch Eure Kaiserliche Majestät den Wunsch hegt, die Wahrheit zu erfahren, so gehorche ich und lege die mir anbefohlenen Erwägungen unterthänigst zu Dero Füßen nieder.

„Wenn der Infant, Dom Duarte, sich eines Vergehens gegen das Reich schuldig gemacht und, den empfangenen kaiserlichen Befehlen zuwiderhandelnd, den öffentlichen Frieden gefährdet hätte, so würde ich erklären: Es ist nicht mehr als recht und billig, ihn gefangen setzen zu lassen. Da aber auch seine Feinde und Verfolger zugestehen müßten, daß keinerlei Verschulden ihm nachzuweisen ist, daß er vielmehr Gut und Blut im Dienste des Reiches auf das Spiel gesetzt hat, wie kann man in dem nämlichen Reiche ihn seiner Freiheit berauben?

„Deutschland ist ein freies Land; der Infant müßte hierher nach Regensburg gebracht werden, an den Ort, an welchem die Stände des gesamten Reiches zu Beratungen zusammengetreten, die der Erhaltung dieser Freiheit gelten. Hat man dies nicht zu bedenken?

„Man hält Eurer Kaiserlichen Majestät vor, daß Dom Duarte der Bruder des Herzogs von Braganza sei, der dem Könige von Spanien das König-

reich Portugal entrissen habe. Zuvörderst werden es die Portugiesen kaum zugeben, daß sie ihr Land sich unrechtmäßig angeeignet haben. Sie werden weit eher behaupten, daß sie das Reich demjenigen zurückgegeben, der die gerechtesten Ansprüche darauf hatte. Aber gesetzt, es wäre, wie die Spanier sagen. Ist dieses ein Vergehen, der Sünde gleich, die werdende Geschlechter als unselig Erbteil empfangen? Hat ein Bruder für die Thaten des anderen Bruders zu büßen? Es ist festgestellt, daß Dom Duarte nichts von alledem weiß, was sich in Portugal zugetragen, denn, wenn er es gewußt, würde er nicht mehr in Deutschland sein. Warum also ihn verhaften lassen?

„Aber auch, wenn er davon unterrichtet wäre, kann man ihn damit eines Vergehens anklagen? Hätte er damit etwas gegen die Wohlfahrt des Reiches unternommen? Was hat das Reich mit den Beleidigungen Kastiliens zu schaffen? Eure Kaiserliche Majestät hat beschworen, das Reich und die Freiheit Deutschlands zu verteidigen, doch nimmermehr die Verteidigung fremder Länder aufzunehmen. Die Pflicht des Reiches ist es, den öffentlichen Frieden, die Gerechtigkeit, die Gastfreundschaft aufrecht zu erhalten, die drei heiligen Güter, die auch von Barbarenvölkern hochgehalten werden, nicht einen Prinzen zum Gefangenen zu machen, der ebenso tapfer, als getreu, so edelherzig, wie großmütig ist. Es wäre weit mehr Hochsinn und Gnade, würdig eines christlichen Herrschers, ihm beizustehen, ihn aus den Fallstricken seiner Verfolger zu befreien.

„Und wenn Spanien sich durch den König von Portugal beleidigt fühlt, hat es denn nicht genug Streitkräfte, ihn anzugreifen, ihn zu bekämpfen? Warum geht es gegen den schuldlosen Bruder vor?

„Ich schließe diese Vorstellungen, um Eurer Kaiserlichen Majestät mit aller Ehrfurcht und Unterwürfigkeit in das Gedächtnis zu rufen: dem Prinzen von Braganza die Freiheit nehmen, heißt Gott, die Menschheit und die eigene Ehre geringe achten.“

Der Redner schwieg und trat mit einer Verbeugung zurück; der Kaiser war in tiefes Sinnen versunken. Erzherzog Leopold reichte dem kühnen Sprecher die Hand.

„Das waren gute Worte zu rechter Stunde,“ sagte er warm. „Mein Bruder, so wie Herr Hasso von Mengen denken alle redlichen Menschen, nicht nur wir, die über das Schicksal Dom Duartes zu beraten kamen. Lasset Euch durch den Zorn Philipps nicht schrecken. Er möge sich mit Dom Joao selbst auseinandersetzen. Unedel ist es, seine Rache an dem Wehrlosen zu üben; wir wenigstens wollen von einer solchen That unsere Hände, wie unser Gewissen rein halten.“

„Lasset mir Zeit,“ erwiderte der Kaiser, „ich kann vor morgen die endgültige Entscheidung nicht treffen. In so schwerem Zweifel thut es not, in Einsamkeit und Sammlung mit seinem Gotte allein sich zu beraten. Er wird das Rechte mich finden lehren.“

Der Erzherzog warf einen Blick auf Traut-

mannstorffs scharfgeschnittenes Angesicht; er glaubte einen leisen Ausdruck der Befriedigung darin zu entdecken.

„Ich vereine mit Euch meine Gebete," sprach er ernst, „daß Gott Euer Liebden in dieser Frage schwieriger Verantwortung erleuchte, und hoffe, daß er allein, der gerechteste Richter, Euer Handeln beeinflusse. An seinem Throne, mein Bruder, habt Ihr einst Rechenschaft abzulegen, auch über dieses Leben, dessen Wohl und Wehe er in Eure Hände gab."

Der Kaiser hatte den Saal verlassen; unter den Zurückbleibenden wurden noch einige Ansichten über den vorliegenden Fall ausgetauscht. Im ganzen war man überzeugt, daß der Kaiser den Infanten nicht der Staatsrücksicht opfern werde; nur Graf Trautmannstorff beteiligte sich an der Erörterung nicht mehr. Er wußte, daß dem Drucke, den die spanische Macht zu üben verstand, auch ein stärkerer Wille als der des Kaisers sich beugen müsse und wie er selbst bereits in seiner Parteinahme für den bedrohten Prinzen nachgelassen, auch seine anderen Verteidiger von dem Kampfe endlich zurücktreten würden, dem nutzlosen Kampfe für die gerechte Sache, die stets zu unterliegen verdammt ist, wenn Hinterlist und Tücke ihr gegenüber die Waffen führen.

Noch schwankte die Wage zu Gunsten des Infanten unentschieden hin und her. Trotz wiederholter Ansuchen Don Mellos, trotz der allmählichen Beistimmung seines ersten Ministers konnte der Kaiser sich nicht entschließen, den verhängnisvollen Haftbefehl zu er-

lassen. Die Besorgnis, seines Schwagers Unwillen herauszufordern, rang mit seinem besseren Selbst, seiner Gerechtigkeitsliebe, die sich gegen die verlangte Grausamkeit sträubte. Don Mello hatte sich nicht mit der Forderung begnügt, Duartes Festnahme auf deutschem Boden bewirken zu wollen; er hatte Trautmannstorff die Andeutung gemacht, daß sein Herr die Auslieferung des Prinzen nach Spanien wünsche.

Die Schwermut des Kaisers war bis zu einem Grade gestiegen, der seine Umgebung mit Sorge erfüllte; er blieb, auch für die Mitglieder seiner Familie nicht sichtbar, in seinen Gemächern eingeschlossen und ließ sogar die dringendsten Angelegenheiten unerledigt, welche seine Heerführer und Räte ihm zum Vortrage brachten.

Es war am vierten Tage nach der Sitzung des Staatsrates, als ihm sein Kämmerer meldete, daß seine Gemahlin, die Kaiserin, im Vorzimmer sei und um Gehör bäte.

Ferdinand machte ein bejahendes Zeichen; die Flügelthüren öffneten sich, die stolze Gestalt Maria Annas erschien in dem Gemache.

„Ihr verschmähtet schon mehrere Tage mich zu sehen, mein Gemahl,“ ließ ihre etwas tiefe Stimme sich vernehmen. „Ich war gezwungen, mich unter die Bittenden zu mischen, die im Vorsaale Eurer Gnade harren, um vor Euer Angesicht zu gelangen.“

„Könnt Ihr zweifeln, daß Eure Gegenwart mir je anders, als teuer und hochwillkommen sei?“ sprach der Kaiser, die ihm gebotene Hand an seine Lippen

führend. „Ich hielt mich von Euch, wie von allen zurück, weil mir das Herz von Sorgen schwer ist, aus denen ich keinen Ausweg finde."

„Die Sorgen, mein Gemahl, bin ich bereit zu teilen, wie es die Pflicht der Gattin ist," antwortete die Kaiserin, „es sei denn, daß Ihr mich Eures Vertrauens nicht würdig hieltet."

„Ihr wisset, daß ich niemand es lieber schenke, als Euch, die mir so oft schon Trost gespendet, doch auch Euer mildes Wort wird nicht imstande sein, den Zwiespalt der Seele mir diesmal zu lösen."

„So sprecht es aus, was Euch bekümmert," ermunterte die Kaiserin. „Oft kommt die Abhilfe schon, wenn das Herz erleichtert wird."

„Vielleicht drang Euch die Kunde zu Ohren, daß Euer Bruder von mir die Auslieferung des Prinzen von Braganza begehrt, der mein General ist und einst mein Zeltgenosse war."

„Ich hörte davon," sagte Maria Anna, nachlässig mit dem Fächer spielend, der an goldener Kette von ihrem Gürtel hing; „und dies ist geeignet, Euch den Sinn so zu verdüstern?"

„Kann es anders sein? Er ist mir wert, ich fühle mich ihm verpflichtet und soll jetzt seine treuen Dienste mit Verrat und Undank lohnen."

„Ich bin weit entfernt, Euch einen Rat geben zu wollen, zu unbelehrt auch, um entscheiden zu können, welche Gründe der Staatsklugheit meinen Bruder bei seiner Forderung bestimmen. Ihr wollt nicht darauf eingehen, wie mir scheint, obgleich Ihr

kürzlich Eurem Schwager schriebet, kein Opfer solle Euch zu groß sein, ihm die Euch geleisteten Dienste zu vergelten."

„Kein Opfer, da habt Ihr recht, Maria, nur das meiner Ehre nicht."

„Das Wort läßt sich verschieden deuten," entgegnete die Spanierin. „Auch das, was wir so benennen, muß der Erkenntnis weichen, daß ein hohes Amt die Unterordnung unseres ganzen Sein zum Wohle Tausender erheischt."

„Ähnliches sagte Euer Heimatgenosse, der Gesandte Philipps, zu mir," bemerkte Ferdinand melancholisch lächelnd, „doch es gelang ihm nicht, mich zu überzeugen. Ich fühle nur das Unrecht, das ich gegen Dom Duarte zu begehen im Begriffe bin."

„Im Hinblick auf die Verpflichtungen, die Ihr gegen ihn habt?" fragte Maria kühl.

„Ja, eben deshalb."

„Ihr stellt die Dienste so hoch, die Ihr von ihm empfinget; habt Ihr nicht gegen Euren Schwager größere Verpflichtungen? Wie zahllos sind die Dienste, die Philipp Euch geleistet! Als geringe Gegengabe müßte dieser gelten, mit welchem die seinen nie bezahlt werden."

„Müssen Güte und Gabe, die wir von Blutsfreunden genießen, also erwidert werden, sind es drückende Fesseln, die uns blutig streifen, statt uns wohlzuthun," sagte Ferdinand bitter.

„So verzichtet darauf für die Zukunft und Ihr

seid der lästigen Entschädigungen frei. Auch mir ist es unlieb, beständig bei meinem Bruder als Bettlerin um die Mittel zu erscheinen, die wir alljährlich zur Erhaltung unseres Hofstaates brauchen, und dankbar will ich Euch sein, wenn Ihr mich dessen überheben wollt."

Ferdinand zerknitterte unmutig die vor ihm liegenden Papiere; er bemerkte den lauernden Blick nicht, der aus den halbgeschlossenen Augen seiner Gemahlin ihn traf.

„Ich hatte die Absicht, heute durch Don Navarro den König zu ersuchen, die Geldsendung uns ersetzen zu wollen, die uns durch den Schiffbruch im Oktober verloren ging," fuhr die Kaiserin fort. „Ich unterlasse es natürlich gern, wenn Ihr auf die Summe verzichten mögt."

„Nicht doch, Maria," rief der Kaiser. „Jener Schiffbruch war ein großes Mißgeschick für uns; ich rechnete fest auf das Geld, um die Beamten und einen Teil der Löhnung an das Heer zu bezahlen."

„Mein Bruder wird nicht geneigt sein, sich abermals willfährig zu zeigen, wenn Ihr auf Eurem Widerstande in betreff des Infanten beharrt."

„Die Stimme des Gewissens läßt sich nicht betäuben und diese wiederholt mir, daß ich eine schwere Sünde begehe, wenn ich nachgebe."

„Ihr martert Euch selbst ohne Unterlaß und werdet damit nicht zur Klarheit gelangen. Warum beratet Ihr Euch nicht mit einem der berufenen Diener Gottes, die, frei von selbstischen Bedenken, das

Wort des Herrn verkünden und uns seinen Willen offenbaren? Sprecht mit Pater Quiroga, meinem hochgeschätzten Beichtiger, der mir so oft die Dunkelheit der Seele durch seine Tröstungen erhellte, und Euer Trübsinn wird weichen, wenn Ihr des heiligen Mannes Meinung vernommen."

Der Kaiser dachte einige Minuten nach. „Ich will ihn sehen," sprach er mit plötzlichem Entschlusse, „vielleicht, daß er mir einen Ausweg aus diesem Wirrsal zeigt. Sendet ihn zu mir; er möge heut noch kommen."

Maria Anna gab sich Mühe, ihren inneren Triumph zu verbergen, als sie erwiderte: „Er kann sogleich erscheinen, mein Gemahl, denn er weilt noch in meinen Gemächern, wohin ich ihn beschied, weil auch ich seines Zuspruches mich bedürftig fühle. Ich lasse Euch allein und werde ihn benachrichtigen, sich zu Euch zu begeben."

Der Kaiser hatte auf den Besuch des Paters nicht lange zu harren. Diego Quiroga war, des Winkes seiner Gebieterin gewärtig, bereits in dem benachbarten Zimmer und empfing mit großer Genugthuung den Befehl des Monarchen, der ihm die Bürgschaft für das Gelingen seines Planes lieferte.

„Thut, was an Euch ist, Pater, daß wir an das Ziel kommen," flüsterte die Kaiserin ihm zu. „Eine reiche Belohnung ist Euch sicher; Ihr wisset, daß der König niemals kargt."

Pater Quiroga war sich vollkommen klar, was er zu thun habe, als er in demütiger Haltung vor

den Kaiser trat, der ihn mit kurzem Kopfnicken begrüßte.

„Eure Majestät will mir die Gnade erweisen, mein bescheidenes Wort zu hören," sagte er mit sanfter Stimme, „welches der Grund auch dazu sei, er muß mich mit Stolz und Freude erfüllen."

„Ihr werdet unterrichtet sein, um was es sich handelt," unterbrach Ferdinand ihn, „spart mir die Wiederholung dessen, was mich so tief bedrückt. Man hat mich in einen Zwiespalt gestoßen, der mir den Schlaf meiner Nächte, die Ruhe meiner Tage raubt. Ihr seid ein weiser und ein frommer Mann, der mit Bedacht den Händeln dieser Welt sich entzog, um in der Stille seinem Herrn zu dienen. Ihr werdet mir das Rechte raten."

„Der Widerstreit, in welchem Eure Kaiserliche Majestät sich befindet, betrifft die Verhaftung des Infanten von Braganza," erwiderte der Priester in dem gleichen schmeichelnden Tone wie zuvor, „und Euer Majestät mildes Herz glaubt darin ein Unrecht zu erblicken, doch dem ist nicht so. Man setzt oftmals das Messer an, um größere Wunden zu verhüten, man legt den geliebtesten Kindern Strafen auf, die das eigene Herz bluten machen und die man jenen nicht ersparen kann, weil man sie vor späterem Schaden bewahren will. So ist es auch mit dieser Maßregel, die, so hart sie an sich erscheint, dazu bestimmt ist, einer vielleicht langen und verderblichen Fehde zweier Brudervölker vorzubeugen. Eure Majestät hat das betrübende Beispiel eines

nimmer endenden Krieges in dem eigenen Lande. Wollet Ihr nicht trachten, Ähnliches Eurem hohen Anverwandten abzuwenden, der Eurer Majestät in Liebe und Freundschaft verbunden ist? Ein aufrührerisches Volk zum Gehorsam unter seinen Oberherrn zurückzuführen, darf man kein Mittel unversucht lassen, auch dieses nicht, vor welchem Eure Majestät erschrickt und das dennoch den meisten Erfolg verheißt. Das Wort Gottes gebietet den Völkern, ihren Fürsten unterthan zu sein, denn in der Ordnung der Staaten beruht das öffentliche Heil, die Wohlfahrt aller, für die der Herrscher unabläßig sorgt und arbeitet. Die Augen Europas sind in dieser Sache auch auf Eure Majestät gerichtet. Der erste Monarch der Christenheit darf vor dem schwersten Schritte nicht zurückbeben, wenn es die heilige Pflicht gegen die in ihrem Frieden bedrohten Völker erfordert. Was Eurer Majestät Gewissen bedrückt, ist nicht das Mitleid mit dem Prinzen von Braganza, die Furcht, ihm Schaden zuzufügen — es ist die, wenn auch uneingestandene Überzeugung, daß Ihr, erhabener Herr, die Pflicht zu verletzen im Begriffe seid, die Gott Euch in die geweihten Hände legte und um Eurer beklommenen Seele das volle Gleichgewicht wiederzugeben, ist nur ein Mittel vorhanden: den Infanten gefangen zu nehmen, ehe es ihm gelungen, sein Vaterland zu gewinnen.“

Die sanfte Stimme des Sprechers hatte sich erhoben; er stand vor dem Monarchen hochaufgerichtet, nicht mehr der unterwürfige Diener seines Gottes,

sondern sein Prophet, von dessen Lippen die gesprochenen Mahnungen gleich machtvollen Gesetzesworten fielen.

Der Kaiser hatte sich langsam von seinem Sessel erhoben und war an seinen Arbeitstisch gegangen; der Klang einer silbernen Glocke rief den dienstthuenden Kämmerer herbei.

„Graf Luigi Gonzaga möge kommen," befahl Ferdinand rauh. — „Habt Dank, Pater," wandte er sich an diesen, „ich that wohl daran, Euch zu mir zu bescheiden. Es wird das letzte Mal nicht sein, daß ich mit Euch gesprochen."

Der Eintritt des Grafen von Gonzaga schnitt die weitere Unterredung ab. Der Kaiser warf einige Zeilen auf ein Papier, das er Gonzaga reichte.

„Ich habe Euch einen schleunigen Auftrag zu erteilen," fügte er hinzu. „Mir liegt daran, den Prinzen von Braganza so schnell als möglich in meiner Gewalt zu haben. Begebt Euch noch heute nach Leipheim, wo er weilt, und überbringt ihm meine Weisung, sich sofort hier einzufinden."

Gonzaga gehörte zu der spanischen Partei des Hofes, die sich zu dem Verderben des Prinzen vereinigt hatte; er eilte mit dem kaiserlichen Schreiben zunächst zu Don Mello, ihm die wichtige Entschließung mitzuteilen.

Dem Gesandten dünkte die Maßregel nicht ausreichend, um Duarte in Wahrheit unschädlich zu machen.

„Er wird gewarnt sein, ehe Ihr ihn erreicht habt, und entfliehen," bemerkte er. „Wollen wir das

dulden, nachdem wir soweit gelangten? Lasset mich mit Piccolomini sprechen, bevor Ihr Euch auf den Weg macht. Wir haben den Befehl des Kaisers; Piccolomini muß die Gefahr der Zögerung erkennen. Ich werde ihm vorstellen, daß Dom Duarte im Einvernehmen mit seinem Bruder stehe und um der Strafe dafür sich zu entziehen, bereits entflohen sei. Dieses Gerücht wird auch zu den Ohren des Kaisers dringen und er wird nicht widerstreben, ihn schon in Leipheim verhaften zu lassen. Die Kaiserin ist für uns; damit ist der Sieg auf unserer Seite."

Das ränkevolle Lügenspiel wurde unverzüglich in das Werk gesetzt. Bald ging die Nachricht von Munde zu Munde, daß Dom Duarte, seiner Schuld bewußt, seinen Posten verlassen und sich nach Portugal begeben habe.

Der Kaiser wurde von diesem Gerüchte auf das unangenehmste berührt. Er bereute, zu lange schon mit dem Haftbefehle gezögert zu haben; Philipp IV. konnte glauben, daß er die Flucht des Prinzen begünstigt, um nicht in die Lage zu kommen, dem Könige den geäußerten Wunsch zu versagen. Schon hatte Maria Anna einen ähnlichen Verdacht ausgesprochen.

Bestürmt von allen Seiten, in höchster Erregung vor den weiteren Verwickelungen, die aus der angeblichen Entweichung des Infanten entstehen konnten, ließ der Kaiser den Preis von achttausend Dukaten für die Auffindung und Herbeischaffung desselben aussetzen.

Graf Piccolomini erhielt unbeschränkte Vollmacht, zu thun, was ihm in betreff des Prinzen gut dünkte; er sandte, durch Gonzaga überredet, den Obersten Jacinto de Vera an den einstigen Kampfgenossen ab. Die verschärfte Ordre, welche er dem Obersten mitgab, lautete: „Ihr habt mit sicherer Bedeckung Euch nach Leipheim zu begeben und den Prinzen von Braganza ungesäumt gefangen zu nehmen. Ist er nicht mehr am genannten Orte, habt Ihr ihm zu folgen, bis Ihr ihn gefunden. Leistet er Widerstand, habt Ihr ihn augenblicklich zu töten.“

Drittes Kapitel.

Der Winter hatte seine Schneedecke über Felder und Fluren gebreitet, die schlummernde Erde zu umhüllen, bis sie Lerchensang und Frühlingsjubel zu neuer Blütenpracht erweckte; die Bäume glitzerten im Schmucke der krystallenen Nadeln, die sich an ihre Äste hängten. Des Baches Murmeln war verstummt, wie alles andere Leben zu stocken schien. Nur der Schrei der Raben, die auf den verödeten Feldern ihre Nahrung suchten, tönte durch die Stille, bis sie flügelschlagend sich wieder erhoben, als des Winters traurigste Gäste an einen anderen Platz zu ziehen.

Auch in dem Schlosse zu Leipheim war es einsamer als zur Sommerszeit, obgleich die fremden Truppen ihr Winterquartier dort noch besetzt hielten, oder meinte nur Duarte, daß es so sei, weil sie hinweggegangen? Nun lagen schon Monate dazwischen, seit er von ihr geschieden — geschieden mit einem kalten, förmlichen Worte, das er sich gezwungen, an der Sänfte des Barons zu sprechen, als der Zug reisebereit in dem Hofe des Schlosses stand.

Herrn von Guilerin war es offenbar angenehm gewesen, seinen Wohnort zu wechseln, Paulas ernstes Antlitz hatte nicht verraten, was sie empfand.

Und dann hatte der Zug der Reiter und Reiterinnen sich in Bewegung gesetzt und an der Biegung der Straße, die ihn den Blicken der Zurückbleibenden entzog, hatte Paulas weißer Schleier einen Abschiedsgruß gewinkt — galt er der Heimat, die sie verließ — galt er ihm?

Er war, als er in das Schloß trat, nicht in seine Gemächer gegangen. Es zog ihn dorthin, wo sie geweilt hatte, als müsse er in den jetzt leeren Räumen den Hauch ihres Geistes, den Schatten ihres Selbst wiederfinden. Langsam war er durch die Reihe der Zimmer geschritten, sie muteten ihn fremd und kalt an. Nichts verriet in ihnen das Wesen ihrer bisherigen Bewohnerin. Die seidenen Polster, die vergoldeten Geräte schienen nie benutzt zu sein, all jene kleinen, zierlichen Gegenstände fehlten, die das Walten einer Frauenhand bekunden. Sie, deren er gedachte, hatte nur als Gast eine kurze, flüchtige Zeit in ihnen geweilt, sie war mit ihrem Herzen nicht heimisch darin geworden.

Duarte kam das kleine Haus am Bergeshange in den Sinn, das er als Eigentum erworben, um die Trauung Leonhards darin vollziehen zu lassen. Er hatte es seit jenem Tage nicht gesehen, ohne eigentlich zu wissen, was ihn davon abgehalten. Er erinnerte sich, welch eine Sehnsucht ihn damals ergriffen, als er Paula kennen gelernt hatte, sie in ihrem

bescheidenen Heim zu sehen und wie er es nicht gewagt, aus Furcht vor dem großen, fragenden Blicke, der sein Eindringen vielleicht begrüßte. Jetzt hinderte ihn nichts mehr, jene Schwelle zu überschreiten, denn sie war ferne.

Der Weg durch das Dorf war schnell zurückgelegt und doch kam er ihm länger, weit länger vor, als an jenem Tage, da sie an seiner Seite ging. Dort der steile Pfad führte zu dem Hause empor, in dem Gärtchen, das Paula und ihre Schwestern pflegten, blühten die letzten Blumen. Duarte öffnete die Thür und trat in das Innere des Häuschens ein.

Es war in dem Zustande geblieben, wie seine frühere Besitzerin es bei ihrer Übersiedelung in das Schloß gelassen. Die schlichten Einrichtungsstücke, die kleinen Besitztümer aus vergangener Zeit hätten schwerlich in das neue, prunkende Heim gepaßt. Dort unter dem Marienbilde stand der kleine Schemel, auf dem sie ihre Gebete verrichtete, verwelkte Rosen umgaben das geweihte Bild; auf dem Tische am Fenster lag Nähgerät und Reste von Leinen, das wohl für die Armen im Dorfe seine Verwendung gefunden, der Spinnrocken in der Ecke war noch mit Flachs gefüllt.

Hier in der anstoßenden Kammer standen die kleinen Betten der Kinder, das weißverhangene Lager, auf welchem die erblühende Jungfrau ihres Lebensmorgens holde Träume umschwebten. Die Träume waren zerronnen vor der kalten Wirklichkeit, ein greisenhaftes Angesicht tauchte neben jenen milden,

reinen Zügen auf, die er in greifbarer Deutlichkeit vor sich zu sehen glaubte und um die segenspendende Hand schlang sich die goldene Fessel, die sie jenem verbunden.

Noch oft seit diesem ersten Tage hatte er in dem kleinen Hause geweilt, nun lag es tief verschneit, dem Wanderer kaum noch zugänglich, ein Bild der Verödung, der gestorbenen Hoffnung.

Duarte war auch heute daran vorübergegangen, ohne jedoch, wie sonst, einzutreten, ein Page war ihm nachgeeilt, zu melden, daß verschiedene Depeschen für ihn gekommen; er kehrte sofort um, den Rückweg durch die äußere Dorfstraße zu nehmen, welche ihn in kürzester Zeit zum Schlosse brachte.

Vor der Thür seiner Hütte stand Kaspar Mels mit Holzzerkleinern beschäftigt, als er des Prinzen ansichtig wurde. Er stellte seine Arbeit ein, um zu seinem Wohlthäter zu eilen und ihm die Hand zu küssen.

„Wie geht es Dir und Deinem Weibe?" fragte Duarte gütig.

„Besser, viel besser, als je zuvor," war die Antwort. „Dank Euch, gnädiger Herr, und Eurer Hilfe sind wir alle gesund und können arbeiten. Das lohne Euch der große Gott, zu dem wir täglich für Euch beten."

„Ich komme morgen oder übermorgen zu Dir, wieder nachzuschauen, wo es Euch an etwas gebricht," lächelte Duarte, „und ist es so, magst Du ungescheut es sagen. Frau Andrea Koscielski teilte mir mit,

daß Deine Kinder Winterkleider brauchten und gar wenig anzuziehen hätten. Dem kann leicht abgeholfen werden."

Er schnitt die Dankesäußerungen des erfreuten Mannes mit freundlichem Gruße ab und ging raschen Schrittes weiter. In der Vorhalle des Schlosses kam ihm Leonhard entgegen, der schon seit mehreren Monaten die Stellung seines Geheimschreibers bekleidete.

„Du hast bereits nach mir geschickt," sprach der Prinz. „Sind Dinge von Wichtigkeit eingegangen, um die Eile zu rechtfertigen?"

„Wie ich annehme, ja, Hoheit," antwortete Leonhard. „Ein Brief von Senhor Nuñez da Costa aus Hamburg, in Chiffern geschrieben, der nur von Eurer Hoheit eröffnet werden soll."

„Er wird mir Nachrichten aus Lissabon geben, wo man mich in der letzten Zeit etwas vernachlässigte. Und weiter?"

„Ein Reitender überbrachte die Kunde, daß General Baner sich mit seinem Hauptquartier in Regenstauf befinde und Gefahr vorhanden, daß er weiter gegen Regensburg vorrücke."

„Es ist ihm zuzutrauen und auch kein übler Gedanke seines kühnen Geistes, den Kaiser und die dort versammelten Fürsten zu überfallen und aufzuheben. Ist man in Regensburg darauf vorbereitet?"

„Ich zweifle daran. Unser Dragoner hat es durch einen Spion erfahren, der ihn begleitete und die Gegend umher abstreifte."

„So wäre es am Platze, dem Kaiser mit unserem Regimente zu Hilfe zu eilen, ehe Baner oder Guébriant uns zuvorkommen," sagte Duarte, „der Dragoner möge in einer halben Stunde bei mir sich melden, damit ich ihn selbst befrage. Inzwischen will ich lesen, was mir Nuñez da Costa schreibt."

Als Dom Duarte zur gemeinsamen Mahlzeit mit seinen Offizieren und den Kavalieren seines Gefolges in der Halle erschien, trug sein Antlitz einen ungewöhnlich heiteren Ausdruck; es war, als müsse er etwas Freudiges erlebt haben.

„Eure Hoheit hat eine gute Botschaft erhalten," bemerkte Leonhard endlich, der ihm gegenübersaß, „denn Glück und Befriedigung künden Eure Mienen."

„So ist es auch, mein Leonhard," erwiderte der Prinz, „und Ihr alle, meine Getreuen, sollt es erfahren, was Nuñez da Costa mir meldete. Mein Bruder Joao ist einstimmig zum König von Portugal erwählt worden. Unser Land, das sechzig Jahre hindurch von Spaniens Herrschaft unterdrückt wurde, hat sich aus seiner Sklaverei befreit und sich selbständig gemacht. Ihr werdet es begreifen, meine Freunde, daß mich das Glück meines Bruders stolz und froh werden läßt. So erhebt denn die Becher mit mir und lasset uns den ersten Trunk dem neuen Könige darbringen, den Heil und Segen immerdar begleiten mögen!"

Der Trinkspruch fand allgemeinen, ungeteilten Widerhall; man drängte sich glückwünschend um den Infanten, es war nicht einer unter den Anwesenden,

der nicht aufrichtigen Herzens dem geliebten Führer den Sieg seines Hauses gegönnt hätte, von welchem man auch für ihn eine glänzende Schicksalswendung voraussetzen durfte.

Nur Leonhard war seit der Verkündigung des Prinzen seltsam still und nachdenkend geworden. Duarte entging dies nicht.

„Du nimmst an allem teil sonst, was mich angeht," sagte er, „freust Du Dich nicht mit mir?"

„Ich freue mich, mein gnädigster Herr," sprach Leonhard, „weil ich Euch froh sehe. Verlachet den thörichten Träumer, der sich der unnötigen Gedanken nicht entschlagen kann."

„Und welche Gedanken sind es, die Dir so plötzlich gekommen?" forschte der Prinz.

„Ich finde es auffällig, daß Eure Fürstliche Gnaden diese Nachricht nicht schon früher aus Eurem Lande selbst, sondern auf langem Umwege über Hamburg erhalten hat."

„Du hast recht," entgegnete Duarte sinnend. „Wie geht es zu, daß man es versäumte, mich früher von dem Ereignisse in Kenntnis zu setzen? Die Empörung in Lissabon fand am ersten Dezember statt; wir schreiben heute den dreiundzwanzigsten Jänner."

„Vielleicht ist der Brief an Eure Hoheit verloren gegangen," sagte der Hauptmann Don Cueva. „Es kam schon öfters vor, daß man die Boten auffing, sie ihrer Depeschen beraubte."

„Es ist die Frage, ob man in Wien und Regens=

burg nicht besser bedient ist, als Eure Hoheit, den die Sache am nächsten betrifft," meinte Leonhard.

„Das wäre ein Grund mehr, mich augenblicklich nach Regensburg zum Kaiser zu begeben, mit ihm über das Vorgefallene mich zu verständigen."

„O thut es nicht, mein gnädiger Herr," fiel Leonhard erschrocken ein. „Geht jetzt, nur jetzt nicht dorthin."

„Schwarzseher Du! weshalb denn nicht? Es war ja ohnehin meine Absicht, um dem Kaiser unser Regiment zum Schutze gegen Baner zur Verfügung zu stellen. Wir können übermorgen aufbrechen; die Truppen mögen, wenn es not thut, etwas später folgen."

Leonhard schwieg; Duarte setzte das Gespräch nicht fort, sondern plauderte mit seinen Offizieren über verschiedene Tagesfragen. Als die Mahlzeit beendet war, befahl er Leonhard, ihn auf sein Zimmer zu begleiten.

„Du sprachest Dich nicht aus, was Dir im Hinblick auf die geplante Reise Besorgnis verursacht," begann er, als sie allein waren. „Was kam über Dich, mir einen Schatten in die kaum empfundene Freude zu werfen?"

„Ich bange für Euch, teurer Herr," antwortete Leonhard gepreßt. „Nennt es Ahnung, nennt es Schwäche, die von der heutigen Kunde nichts Gutes für Euch erwartet. Ihr sehet gegenwärtig nur den sonnigen Tag, aber auch aus heiterem Himmel kann der Blitzstrahl uns treffen, der unsere Zukunft vernichtet."

„Das Unglück, das Du selbst gehabt, hat Dir den leichten Sinn geraubt, Dich vorzeitig düster und gramvoll gemacht. Was soll mir Übles drohen, wenn ich nach Regensburg gehe? Der Kaiser ist mir wohlgesinnt; es ist ja auch meine Pflicht, mit ihm mich zu besprechen, ob er meiner weiteren Dienste noch bedarf, die vielleicht mein Bruder und das Vaterland für sich begehren werden."

„Ihr seid allein in einem fremden Lande; wer würde Euch schützen, Euch zur Seite stehen, wenn man Böses gegen Euch im Schilde führte? Es ist nicht ohne Grund, daß man Euch solange in Unkenntnis über das Geschehene ließ."

„Du siehst Gespenster. Man kann mir nichts anhaben, denn ich bin mir keiner Schuld bewußt."

„Hat man nach meiner Schuld gefragt, als man mir meinen Degen nahm und mich unwürdig hieß, ihn weiter zu führen?" entgegnete Leonhard schmerzerfüllt. „Man nahm an, daß ich an den Thaten anderer beteiligt sei und gab mir meine Ehre nicht wieder, als sich nichts gegen mich entdecken ließ. — Erinnert Euch, teurer Herr, daß es das spanische Reich ist, gegen das Euer hoher Bruder den Krieg erklärte, erinnert Euch, daß der Kaiser von spanischen Einflüssen umgeben ist, die um so eher sich gegen Euch wenden können, je weniger man Dom Joao schaden kann."

„Der Kaiser ist zu gerecht, zu klar im Geiste, um fremden Stimmen sein Ohr zu leihen."

„Glaubt das nicht, Hoheit. In der Zeit, als

ich im Hause der Eltern meiner Frau täglich ein und aus ging, hörte ich vielerlei über die Vorgänge am Hofe, das Euch während Eures kurzen Aufenthaltes in Wien nicht zur Kenntnis gelangte. Die Kaiserin beherrscht ihren Gemahl und sie ist das Haupt der spanischen Partei, sowie sie Philipps IV. Schwester ist. Die Minister, auch Graf Trautmannstorff, stehen in spanischem Solde."

„Du träumst," sagte Duarte ungläubig.

„Mir verriet es Herr von Hekking, daß der Graf schon seit Jahren einen Zuschuß von zweitausend Dukaten aus der königlichen Schatulle zu Madrid bezöge, die er allerdings auch notwendig braucht, da er Schulden hat."

„Was kann das mit mir und meinen Angelegenheiten zu thun haben? Graf Trautmannstorff ist überdies mein Freund."

„Er wird aufhören es zu sein, wenn der Druck von außen stärker wird. Die Spanier werden kein Mittel unversucht lassen. Wie oft gedachte Herr von Hekking im Zorne ihres beständigen Wühlens, das sich auf alles erstreckte, was ihre Herrschgier hindern wollte."

„Es wäre Feigheit von meiner Seite," sprach Duarte, „wollte ich von meinem Vorhaben abstehen, weil ich für meine persönliche Sicherheit fürchtete, und mich in den Verdacht stellen, ich habe in der That etwas begangen, das strafbar oder ungesetzlich sei. Doch um Dich zu beruhigen, werde ich nicht ohne die nötige Sicherheit nach Regensburg gehen.

Dreißig bewaffnete Männer werden mich begleiten und in meiner Nähe bleiben. Mir liegt viel daran, den Kaiser selbst zu sprechen und seine Ansicht über meines Bruders Erhebung zu hören. Es wird davon abhängen, ob ich Deutschland in Kürze verlasse und Dich und Deine Andrea mit mir nehme. Im sonnigen Süden, in meinem schönen Vaterlande werdet auch Ihr es lernen, wieder froh zu blicken."

„Ich gehe mit Euch," murmelte Leonhard, „sei es in das Verderben."

„Nicht in das Verderben, Du mein Getreuer! Bessere Tage werden für uns alle kommen; ich fühle von neuem, wie ich die Heimat liebe, der ich solange ein Fremdling war und die jetzt ihres Sohnes bedürfen wird, das Joch für immer von sich fernzuhalten, das sie so mutig abgeworfen. Der graue Himmel, der seit Wochen über uns hängt, macht auch das Herz trübe und schwer; ich lasse ihn zurück mit den verwirrenden Träumen, die ich darunter träumte und die dem Leben neuer Thaten weichen werden, das mir die Zukunft bringen muß."

Die Reisezurüstungen wurden schon an dem nämlichen Tage begonnen. Dom Duarte wählte, um schneller nach Regensburg zu gelangen den Wasserweg. Die Donau war eisfrei, die Fahrt zu Schiffe weniger beschwerlich, als der Ritt durch schneebedeckte Fluren, aufgeweichte Straßen.

Ein zahlreiches Gefolge sollte den Prinzen umgeben, Don Cueva, der Leonhards Besorgnis teilte, hatte aus eigenem Antriebe die Zahl der Soldaten

verstärkt und alle scharf bewaffnet. Es sollte nichts verabsäumt werden, einer möglichen Gefahr vorzubeugen.

Die Dorfbewohner vernahmen mit Trauern, daß ihr Wohlthäter von ihnen scheide. Er hatte ihnen in den langen Winterwochen mit Lebensmitteln, warmer Kleidung und Geschenken aller Art geholfen; sie wußten, daß es nun mit den guten Tagen vorüber sei, daß andere kommen würden, statt seiner, die wie ihre vielen Vorgänger keine Schonung, kein Erbarmen kannten.

Eine dichtgedrängte Menge stand an der Straße, die er nehmen mußte, ihn noch einmal zu sehen, ihm tausend Segenswünsche nachzurufen. Wer mochte wissen, ob er wiederkehrte, obwohl er es, bewegt von der Anhänglichkeit der Leute, versprach? Die Männer reichten ihm die schwieligen Hände, die Mütter hoben thränenden Auges die Kinder zu ihm empor, die er so oft geliebkost hatte, und viele der Dörfler gaben dem Zuge eine weite Strecke das Geleite.

Am längsten lief der Schulmeister Kaspar Mels mit. Schluchzend klammerte er sich an das Pferd des Prinzen, bis ihn dieser endlich freundlich zur Umkehr mahnte und sein letztes Wort war: „Behüt's Gott viel tausendmal!“

* * *

Ohne Zwischenfall wurden die ersten Tage der Reise zurückgelegt. Kurz vor Donauwörth erreichte

den Prinzen ein Brief Don Gonzagas, in welchem dieser den Befehl des Kaisers an Duarte mitteilte, zugleich mit der Benachrichtigung, daß er selbst mit dem Fürsten in den nächsten Tagen zusammenzutreffen gedenke.

Unter der Umgebung des Infanten rief die kaiserliche Botschaft allgemeine Bestürzung hervor. Auch die arglosesten Gemüter konnten sich der Befürchtung nicht verschließen, daß dem Befehle etwas Außergewöhnliches zu Grunde liegen müsse, doch die Vorstellungen, die man Dom Duarte machte, der Weisung nicht zu folgen, stießen bei ihm auf entschiedenen Widerstand.

„Der Kaiser, mein Kriegsherr, ruft mich," antwortete er, „wie dürfte ich dem Gebote ausweichen? Was man auch wider mich plant: keiner Schuld mir bewußt, gehe ich zu ihm, auf Treu und Glauben, daß mir als seinem Gaste nichts Übles widerfahren kann."

In Donauwörth, wo man einen kurzen Aufenthalt nahm, erschien Graf Luigi Gonzaga, begleitet von dem Hauptmann Miguel del Zerro, an Bord des Schiffes, um mündlich den Inhalt des kaiserlichen Briefes zu bestätigen. Duarte hörte ihn gelassen an.

„Ihr sehet," erwiderte er, „daß ich bereits auf dem Wege zu Seiner Majestät bin, um meine Dienste ihm zur Verfügung zu stellen. Habe ich, wie es mir scheint, ohne mein Wissen noch Wollen, seine Unzufriedenheit erweckt, so bin ich gewillt, ihm jede Genugthuung zu geben, die er von mir verlangt.

Dankbar würde ich Euch sein, Graf Gonzaga, könntet Ihr mich unterrichten, ob man in der That mich einer Schuld anklagt."

„Eure Hoheit möge versichert sein, daß dies nicht der Fall ist," erwiderte Gonzaga ausweichend, „meine Sendung erstreckt sich nicht weiter, als auf das, was ich Eurer Fürstlichen Gnaden übermittelte."

„Ich habe keine Ursache, Eure Worte anzuzweifeln," sagte Duarte mit Nachdruck. „Läge etwas gegen mich vor, würdet Ihr, der das Vertrauen Seiner Majestät besitzt, darum wissen. Wollet Ihr die Ehre mir erweisen, für den Rest der Reise mein Gast zu sein, wird Eure Gesellschaft mir und meinem Gefolge die Tage zu einer angenehmen Erinnerung gestalten."

„Es würde mir Auszeichnung und Freude sein," sprach Graf Gonzaga mit der gleichen Höflichkeit, wie die Einladung gegeben war. „Doch muß ich zu meinem Bedauern es mit hohem Danke ablehnen. Ein weiterer Auftrag des Kaisers führt mich nach Nördlingen, wo ich einiges zu ordnen habe." —

Er verließ nach kurzem Verweilen das Schiff; Leonhard warf sich, nachdem der Abgesandte gegangen, seinem Gebieter zu Füßen.

„Kehrt um, gnädiger Herr, ich beschwöre Euch," flehte er, „noch ist es Zeit; wir sind bei Euch, um Euch zu verteidigen, falls man an Euch wollte. Sahet Ihr nicht den Triumph in dieses tückischen Italieners Angesicht, als er Eure Zusage empfing? Er steht mit den Spaniern im Bunde, seine Schwägerin

war die bisherige Regentin Eures Vaterlandes. Man hat Euch bei dem Kaiser verdächtigt und jene Aufforderung, Euch ihm zu stellen, bedeutet Euer Unglück."

Die portugiesischen Begleiter des Prinzen, Manuel de Naranha, Luiz Pereira da Costa und der spanische Hauptmann, Don Cueva, vereinigten ihre Bitten mit denen Leonhards; Duarte schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht mehr zurück, seit ich mein Wort gegeben, vor dem Kaiser zu erscheinen, und wie ich meine Zusage halte, wird auch er die gelobte Treue halten. Einem Ungläubigen selbst ist der Fremdling heilig, der vertrauend über seine Schwelle schreitet; ein christlicher Herrscher kann die Gesetze der Ehre nicht brechen, die ihn verpflichten, einen Fürsten, der, ohne sein Vasall zu sein, ihm aufopfernd diente, gegen die Verleumdungen, die Unbill seiner Feinde zu schützen."

„Der Hochsinn Eures eigenen Herzens läßt Eure Hoheit so urteilen," bemerkte Don Cueva, „doch nicht alle Menschen sind so großmütig, wie Ihr. Ich bin der Meinung Koscielskis, daß es geratener sei, sich jeder Anklage und jeder möglichen Verfolgung zu entziehen."

„Der Anklage werde ich zu begegnen wissen, da ich nichts entdecke, worauf sie sich stützen könnte und eine Verfolgung wird nicht stattfinden. Seid außer Sorge, meine Getreuen! Habt Ihr vergessen, daß zur Zeit in Regensburg die Stände versammelt sind, um über die Aufrechterhaltung der Gesetze Rates zu pflegen? Weder der Kaiser noch irgend einer der

Fürsten wird das Privilegium der freien Reichsstadt mißachten, das die dorthin Berufenen, vornehmlich zur Zeit des Reichstages, unverletzlich macht. Dieses Vorrecht darf ich auch für meine Person beanspruchen und Eure Befürchtungen sind damit widerlegt."

Sie waren es nicht, wenn auch niemand einen weiteren Einspruch wagte, der bei dem fest geäußerten Willen des Infanten nutzlos gewesen wäre. Eine drückende Stimmung hatte sich der sämtlichen Begleiter Dom Duartes bemächtigt, die sich zu steigern schien, je näher man dem Ziele kam. Leonhard Koscielski und Don Cueva hatten sich verabredet, von ihren Waffen rücksichtslos Gebrauch zu machen, wenn sich bei der Landung vor Regensburg irgend etwas ereigne, das ihren Argwohn bestärke. Die Soldaten und Diener waren in gleicher Weise verständigt.

Doch nichts Auffälliges war zu erblicken, als das Schiff an das Ufer stieß. Nur eine reichgeschirrte kaiserliche Karosse hielt in einiger Entfernung, der der Geheimschreiber der Kaiserin, Don Navarro, entstieg, um im Namen seines Monarchen den Prinzen zu begrüßen und ihn zu ersuchen, in der Kutsche Platz zu nehmen.

Das Gefolge blieb zurück. Man glaubte, daß der Kaiser dem Infanten im Schlosse einige Zimmer habe einräumen lassen und erwartete von dort aus die Befehle, wo die Diener und die Soldaten unterzubringen seien.

Aber der Wagen, in welchem sich Dom Duarte befand, nahm nicht den Weg in das Innere der Stadt; er fuhr durch enge, winkelige Gassen, bis er vor einem bescheidenen Gasthause hielt, dessen Äußeres in keiner Weise einer Wohnung fürstlicher Gäste glich.

Don Navarro sprang aus dem Wagen und lud den Prinzen ein, ihm zu folgen, der nach einigem Zögern dem Verlangen nachkam. In dem schmutzigen, halbfinsteren Hausgange, den er zu durchschreiten hatte, standen mit aufgepflanztem Gewehre zwei Reihen Musketiere; Don Navarro schloß die Thür des Einganges und wandte sich in völlig veränderter Haltung an Dom Duarte.

„Mein Prinz," sprach er, „ich bin zu meinem Schmerze gezwungen, Euch der Verkünder einer unliebsamen Botschaft zu sein. Gewichtige Staatsgründe, die man Eurer Hoheit später erklären wird, zwingen Seine Kaiserliche Majestät, Eure augenblickliche Verhaftung anzuordnen. Die Zimmer vor Euch sind Euch zur Benutzung angewiesen, doch dürfet Ihr sie ohne besondere Erlaubnis nicht verlassen. Eure Diener wird man Euch zurückgeben, nachdem man sie verhört hat. Wollet mir Euren Degen überliefern."

Duarte war unter den brutalen Worten bleich geworden. „Ehe ich Eurem Gebote gehorche," erwiderte er trotzdem ruhig, „habe ich die Frage an Euch zu richten, mit welchem Rechte man mich meiner Freiheit beraubt und Euch darauf aufmerksam zu machen, daß ich kein Unterthan des Kaisers, sondern

ein freier Fürst aus fremdem Lande bin, mit dem man nicht nach Willkür verfahren darf. Hat man mich eines Vergehens anzuklagen, so möge man mir dieses nennen, doch werden die hier versammelten Stände dann erst über mein Schicksal und meinen Verbleib zu entscheiden haben."

Don Navarro zuckte die Achseln. „Ich handle nicht nach eigenem Ermessen, sondern auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers," entgegnete er kalt, „und bedaure, Eurer Hoheit eröffnen zu müssen, daß Euer Widerstreben nutzlos sei, und Ihr Euch den getroffenen Verordnungen fügen müsset. Das Haus ist von vierzig Mann Soldaten unter dem Befehle des Kapitäns del Zerro bewacht, ein Entrinnen für Euch unmöglich. Graf Gonzaga, der gleichzeitig mit Eurer Hoheit eingetroffen, wird in wenigen Minuten zur Stelle sein, Euch das weitere zu erklären."

Der Gefangene richtete sich stolz empor. „Ich sehe, daß ich der Gewalt mich unterwerfen muß," sagte er, „daß man mit Hinterlist erreichte, was auf gesetzmäßigem Wege vielleicht nicht möglich war. Nehmt meinen Degen, den ich hoffte, noch oft zu des Kaisers Ehre und der Verteidigung seines Reiches zu führen, und sagt Eurem Herrn, daß ich seinen Urteilsspruch für ein Vergehen erwarte, von welchem ich bis zu diesem Augenblicke nichts weiß."

Er nahm den vergoldeten Degen, den er an der Seite trug, aus dem Gehenk. Es war der nämliche Degen, den ihm Anton Schommer gefertigt, nachdem er durch Ferdinand III. seine Ernennung

zum Generale der deutschen Armee erhalten. Dann trat er in das Zimmer, welches sein Gefängnis werden sollte.

Das Gemach war ein niedriger, unsauberer Raum, gleich dem daranstoßenden Schlafzimmer, ohne die geringste Bequemlichkeit. Die Fenster waren in offenbarer Eile von innen mit Holzstangen verlegt, um ein Öffnen derselben zu hindern, die Luft des engen Zimmers war infolgedessen dumpf und schwer. Duarte achtete nicht darauf; er hatte sich in einen der plumpen Holzsessel geworfen und war in düsteres Brüten versunken.

Der Eintritt des Grafen Gonzaga riß ihn daraus empor.

„Ihr habt Eure Rolle vortrefflich gespielt,“ redete er mit bitterem Hohne ihn an, „Ihr locktet mich in die gestellte Falle, in die ich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit Eures Fürsten ohne Arg gegangen. Wollet mir wenigstens sagen, mit welchen Gründen Ihr den unerhörten Bruch des Völkergastrechtes zu beschönigen gedenket.“

„Der Grund Eurer Verhaftung, mein Prinz,“ antwortete Gonzaga unbewegt, „ist ein sehr einfacher und müßte auch Eurem scharfen Verstande einleuchtend sein, nachdem Ihr ihn vernommen. Man vermutet Euch im geheimen Einverständnisse mit Dom Joao, Eurem erlauchten Bruder, der sich gegen Spanien empörte, und Seine Majestät der Kaiser sieht sich genötigt, Eurer Person sich zu versichern, um Euch an weiteren Schritten in dieser Sache zu hindern.“

„Es ist mir unerfindlich,“ versetzte Dom Duarte, „welche Schritte ich in einer Angelegenheit gethan, oder noch thun könnte, die ich erst vor wenigen Tagen durch einen Zufall, nicht einmal durch unmittelbare Benachrichtigung erfuhr. Ich kam hierher, um mit dem Kaiser darüber zu sprechen und werde, ohne vor sein Angesicht gelassen zu werden, eingekerkert, nur, weil man den Verdacht gefaßt hat, ich könne um ein Ereignis in meinem Vaterlande gewußt haben, das zu verhüten gänzlich außer meiner Macht lag, so wenig, wie es mir möglich gewesen wäre, es zu begünstigen. Wie nennt sich somit das Verbrechen, das man mir vorwirft, und bin ich, trotz meiner Unkenntnis jener Vorgänge, strafbar, so verlange ich vor ein Tribunal von Richtern gestellt zu werden, die meinem Range angemessen sind, nicht ohne Verhör noch Urteil in unwürdige Haft geworfen zu werden.“

„Ich setze in die Versicherung Eurer Hoheit, daß Ihr an der Empörung in Portugal keinen Anteil genommen, nicht den geringsten Zweifel,“ sprach Gonzaga, „doch werden die bei Euch und Euren Dienern gefundenen Papiere darüber erst völligen Aufschluß geben. Bis dahin müsset Ihr, mein Prinz, Euch Eure Gefangenschaft gefallen lassen. Es steht allein bei Seiner Majestät, ob er diese aufhebt. Um Euch indessen keine Unruhe über Euer Schicksal zu bereiten, giebt mein erhabener Gebieter Euch sein kaiserliches Wort, Euch niemals an Spanien auszuliefern.“

„An Spanien, mich?“ rief Duarte. „Bin ich

ein Landesverräter, ein Rebell, den man dorthin auszuliefern hat, wo er gesündigt? Habe ich den König von Spanien beleidigt, oder durch meine Dienste in dem deutschen Heere mir nur das Anrecht auf Verrat und Undank erworben? Ich lasse Seine Kaiserliche Majestät ersuchen, mir eine Audienz zu gewähren. Er wird und muß mich anhören und der gerechte Sinn, der ihn stets beseelte, wird sich bei seiner Entscheidung über mein ferneres Geschick nicht verleugnen."

Gonzaga wußte genau, daß der Kaiser das Ansuchen nicht erfüllen, daß vielmehr die ihn umgebende Partei alle Hebel in Bewegung setzen werde, eine Zusammenkunft der beiden Fürsten zu verhindern, falls Ferdinand sich wirklich dazu geneigt zeigte.

„Ich werde Seiner Majestät Euren Wunsch vortragen," sagte er trotzdem mit heuchlerischer Zuvorkommenheit, „Eure Hoheit möge überzeugt sein, daß nichts unterlassen wird, um Euer Los zu erleichtern."

Der Prinz warf einen bezeichnenden Blick auf die armselige Einrichtung des Zimmers.

„Was wird aus meinen Dienern?" fragte er. „Sie wissen nicht, was mich betroffen und harren auf dem Schiffe, das mich herbrachte, vergebens meiner Rückkehr."

„Euer Hoheit Gefolge wird benachrichtigt werden. Liegt nichts gegen sie vor, wird man sie in ihre Heimat entlassen."

„Man will sie ganz und gar von mir trennen? Sie brotlos in die Ferne schicken, die Härte, mit der man mir begegnet, auch gegen die Getreuen wenden? Besinnet Euch, Graf! Ich bin aus königlichem Blute, und ob man als Gefangenen mich in Eure Hände gab, es kann der Wille Eures Herrn nicht sein, daß man mich unwürdig behandelt, mir nicht einen meiner Diener läßt, mir nicht gestattet, für die anderen zu sorgen."

Gonzaga schien zu fühlen, daß er zu weit gegangen. „Die Diener, welcher Ihr bedürfet, werden Euch zurückgegeben," sagte er, „sowie auch jeder andere billige Wunsch Euch gewährt werden soll. Das Haus, in welchem Ihr Euch befindet, ist nicht mit der genügenden Behaglichkeit ausgestattet, an die Eure Hoheit gewöhnt ist, doch fand sich kein anderes, da die Stadt durch die Versammlung des Reichstages überfüllt ist. Ich werde zunächst Sorge tragen, daß man Euren Koch hersende, damit er Eure Mahlzeiten in gewohnter Weise bereite."

„Thut, wie es Euch gut dünkt. Die Dragoner, die mich begleiteten, mögen zu ihrem Regimente nach Leipheim zurückkehren, und da es kaum wahrscheinlich ist, daß man die Führung dieses Regimentes mir jemals wieder überträgt, so stelle ich meine wackeren Soldaten, bis andere Weisung gekommen, unter den Befehl Don Pedros de Cueva, der sich zur Zeit in Regensburg befindet."

Er wandte sich zum Fenster, um Gonzaga anzudeuten, daß er die Unterredung geendet wünsche.

Der Graf zog sich zurück, um sofort zu Don Mello zu eilen und im Verein mit ihm und Navarro zu beraten, wie es zu ermöglichen sei, den Infanten, trotz der Gegenerklärung des Kaisers, so schnell als möglich nach Spanien zu überführen.

Viertes Kapitel.

Noch in der nämlichen Stunde wurde unter der Führung eines kaiserlichen Kommissars das Gefolge Dom Duartes verhaftet, sämtliche Briefe und Papiere, die sich vorfanden, mit Beschlag belegt und das ganze Schiff einer eingehenden Durchsuchung unterzogen.

Navarro prüfte sorgfältig die ihm vorliegenden Schriftstücke; zu seiner Enttäuschung lieferten sie für ein Einverständnis des Prinzen mit seinen Landsleuten nicht den geringsten Anhalt. Die Diener, die in Trauer und Entsetzen das Geschehene vernommen, wurden scharf verhört; auch sie vermochten keine genügende Auskunft zu geben, obwohl Navarro drohte, ihnen durch Zwangsmittel die Zunge lösen zu wollen.

Der Brief Nuñez da Costas war das einzige, was Navarro erbeutet hatte, und dieser war in einer Chiffersprache abgefaßt, die er nicht verstand. Don Cueva und einige der Kavaliere, die zu des Prinzen Begleitung gehörten, berichteten, was sie über den mutmaßlichen Inhalt wußten; ihre Aussagen bestätigten

die Dom Duartes. Navarro nahm den Brief an sich. Wie unverdächtig auch sein Inhalt sein mochte, er konnte ihm als Waffe gegen den Gefangenen dienen.

Der Anordnung Gonzagas sich erinnernd, dem Prinzen einige seiner Diener zu senden, wählte er unter den Personen des Gefolges mehrere aus, die in der Nähe Duartes bleiben sollten, bis anderweitig über sie verfügt würde. Es waren der Kämmerer Luiz Pereira da Costa de Sampaio, der Mayordomo Gaspar de Magalhaes, zwei Pagen, drei Diener und ein Koch.

Don Cueva, der mit unverhohlener Mißbilligung den Vorgängen gefolgt war, näherte sich Navarro.

„Ihr scheint zu vergessen, Don Navarro," sagte er, „daß Seine Hoheit als frommer katholischer Christ in seiner unverdienten Prüfung des Zuspruchs seines Beichtigers bedürfen wird, da Ihr Padre Taifol nicht unter den von Euch bezeichneten Personen nennt. Auch ist Dom Duarte nicht daran gewöhnt, seine Briefe selbst zu schreiben, oder steht sein Sekretär auf der Liste Eurer Gefangenen, weil er das Unglück hatte, Euch keine erwünschtere Auskunft geben zu können?"

Navarro schoß einen giftigen Blick nach dem Sprecher hinüber. „Spart Eure Sorge, Don Cueva, es wird nichts Geziemendes für Seine Hoheit versäumt werden. Der hochwürdige Priester möge zu ihm gehen. Wie heißt der Schreiber, von welchem Ihr sprecht?"

Leonhard, der in höchster Erregung das Ergebnis der Verhandlungen erwartet hatte, trat aus der Reihe der Verhafteten hervor und nannte seinen Namen.

„Ihr seid kein Portugiese?“ forschte Navarro. „Seit wann bekleidet Ihr das Amt bei dem Infanten?“

„Ich bin ein Deutscher,“ antwortete Leonhard, „und seit fünf Monaten im Dienste Seiner Hoheit, dessen bisheriger Sekretär, Joao Seraphim, nach Portugal zurückkehrte.“

Navarro dachte einige Minuten nach. Ein Deutscher in der Umgebung des Gefangenen erschien ihm ungefährlicher, als die eigenen Landsleute desselben; er setzte bei ihm keine besondere Anhänglichkeit voraus. Vielleicht konnte man ihn gegebenen Falles als Spion gebrauchen.

„Ihr werdet Euren Dienst bei dem Prinzen von Braganza weiter versehen,“ entschied er kurz, „und mit den anderen seine Gefangenschaft teilen. Euch alle mache ich darauf aufmerksam, daß Ihr auf das strengste überwacht werdet. Wer je einen Versuch zu machen wagte, dem Prinzen zur Flucht zu verhelfen, ist des Todes.“

Die von ihm mitgebrachten Wachen nahmen die kleine Anzahl der zum Dienste des Gefangenen Bestimmten in ihre Mitte. Ihre Gefährten drängten sich an sie, um von ihnen Abschied zu nehmen.

Cueva stand neben Leonhard, der soeben ein

Blatt aus seiner Schreibtafel gerissen hatte, auf das er eilig einige Worte niederwarf.

„Was wird aus Deiner Frau?“ fragte ihn der einstige Waffengenosse.

„Ich lasse sie durch Menezes, der nach Leipheim zurückgeht, über das benachrichtigen, was uns getroffen,“ sprach Leonhard, „und habe sie in diesen Zeilen aufgefordert, herzukommen, aber wird man ihr gestatten, bei mir zu sein? Und an wen soll ich sie in der fremden Stadt hier weisen?“

„Ich reise ihr bis Donauwörth entgegen,“ erwiderte Cueva tröstend, „und wenn Du willst, hole ich sie auch von Leipheim selbst. Sei außer Sorge um sie; ich bringe sie Dir sicher her und ist sie einmal hier, wird sich das übrige finden.“

„Dank Dir für dieses Versprechen, das mich mit leichterem Herzen an den Platz meiner Pflicht gehen läßt.“

„Eure Gefangenschaft kann unmöglich lange dauern,“ fuhr Cueva fort, „denn alle Vernunft und alles Recht sind himmelschreiend gegen ein derartiges Verfahren. Die hier anwesenden Gesandten werden sich darein mischen, und dem Prinzen muß Genugthuung werden.“

Navarro hatte die letzten Worte gehört. „Ich muß Euch ersuchen,“ rief er, „Eure Betrachtungen über das gegen Dom Duarte eingeleitete Verfahren uns vorenthalten zu wollen und überhaupt Eure viel zu lange Unterredung zum Ende zu bringen, sonst wäre ich gezwungen, Seiner Majestät über die

Auffassung zu berichten, die Ihr von seinen Befehlen Euch gestattet."

Don Cueva maß ihn verächtlich vom Kopfe bis zu den Füßen. „Thut nach Belieben, werter Herr," sagte er trocken, „es wird mich freuen, wenn Seine Majestät von dieser meiner Auffassung Kenntnis nimmt, die vermutlich viele seiner getreuen Unterthanen teilen werden."

„Ihr könntet in die Lage kommen, Eure Ansicht schnell zu ändern," bemerkte Navarro tückisch.

„Das glaube ich kaum," gab der Hauptmann zurück, „es müßte denn sein, daß ich mein ganzes Denken und Wesen änderte, was nicht zu erwarten steht, da es die Verleugnung dessen bedeuten würde, was des Mannes Wert in meiner Schätzung ausmacht. Ich hängte noch nie meinen Mantel nach dem Winde, der mir größeren Vorteil zuweht und Gerechtigkeit ist mir noch immer über Hinterlist und Gewalt gegangen."

Der kühne Sprecher wandte sich kurz ab und schritt zu den Offizieren und Soldaten, ihnen die Anordnungen für die sofortige Rückkehr nach Leipheim zu geben.

Navarro lächelte eigentümlich höhnisch in sich hinein, als er ihm nachschaute, dann verließ er mit den kaiserlichen Beamten das Schiff, um die Überführung des Gefolges in des Prinzen Gefängnis persönlich zu überwachen.

Das Wiedersehen zwischen Dom Duarte und den Getreuen, die man ihm gelassen, war ein er-

schütterndes. Die Beamten und Diener stürzten ihm weinend zu Füßen, um seine Hände, seine Kleider mit Küssen zu bedecken; der Infant allein behielt seine Fassung.

„Du hattest recht, mein Leonhard," sagte er nur traurig lächelnd, „ich aber wollte Dir nicht glauben."

„Ich ahnte es," erwiderte Leonhard, „es ging vor mir her, seit Ihr den Brief erhalten, teurer Herr. O, kann es sein, daß man Euch so schändlich verraten?"

„Es war des Herrn Wille, daß ich durch diese dunkle Prüfung gehen solle," sprach Duarte ernst, „ihm sei mein Los anheimgegeben; er wird es lenken, wie es seiner Weisheit am besten dünkt."

„Und er wird Euch für diese Worte segnen, mein Sohn," sagte Padre Taifol, die Stirn des Gefangenen mit dem Zeichen des Kreuzes berührend. „Er wird auch Eurer nicht vergessen, wie er keines seiner Kinder in der Trübsal vergißt. Harret aus unter dem Kreuze, das sein unerforschliches Wollen Euch auferlegt, und gedenket, daß ihnen, die sich Gottes Kinder nennen, alle Dinge zum Besten dienen müssen."

„Ich verzage nicht, mein Pater," antwortete der Prinz, „die Stimme der Gerechtigkeit muß endlich auch an das Ohr des Kaisers dringen und meiner Verfolger Anschläge vernichten. Ist es nicht schon ein erster Lichtstrahl, daß ich Euch alle wieder um mich sehe, deren Liebe und Treue mir die Tage

der Einsamkeit erhellen wird? Fasset auch Ihr Mut, meine Freunde; es ist keine Nacht so dunkel, um nicht endlich dem aufgehenden Morgen weichen zu müssen."

Die ruhige Würde, die ihn über die erlittene Unbill erhob, mußte sich allmählich auch seiner Umgebung mitteilen. Man begann sich der Hoffnung hinzugeben, daß die Gefangenschaft nur eine vorübergehende sei, daß sich alles aufklären und der Prinz den Seinen zurückgegeben werde.

Der Mayordomo bemühte sich, im Verein mit den Dienern, die seinem Herrn überwiesenen Räume etwas wohnlicher zu gestalten.

„Wie elend und geringe man Eure Hoheit einquartiert hat," grollte er dabei, „nicht einmal für Erwärmung ist gesorgt und bei der Kälte in diesem vermaledeiten Lande nicht für einen Fußteppich."

„Man wird in der Eile nicht daran gedacht haben," tröstete Duarte, „und es jedenfalls nachholen."

„Es müßte doch aber gelüftet werden," fuhr Gaspar Magalhaes fort, „es riecht hier wie in einem Stalle; ich werde mit der Wirtin sprechen, ob sie nichts Besseres hat."

„Sieh lieber zu, wie Du und die anderen untergebracht sind, dann wirst Du zufriedener mit diesen Zimmern werden. Wir sind eben nicht in Villa Viçosa oder in Leipheim."

„Wüßte ich Eure Hoheit an einem dieser beiden Orte, mir wäre leichter zu Mute," meinte der Mayordomo halblaut. „Jetzt aber werde ich mir Wasser

und Seife holen, auch einen tüchtigen Besen dazu, um diesen unerträglichen Staub und Schmutz hinwegzuschaffen. Wollen Eure Hoheit sich so lange in das andere Zimmer zurückziehen? Claudio und Simao werden mir helfen."

„Ich mache Dir Platz," versuchte Duarte zu scherzen, „kommt mit mir, mein Pater," wandte er sich an den Beichtiger, „wir beide sind bei dem Reinigungswerke nicht zu gebrauchen."

Padre Taifol war ein Deutscher und erst seit einigen Monaten bei dem Prinzen, als sein Vorgänger, Araldo de Tret, einem Rufe nach Lissabon folgend, den ersteren verlassen mußte. Er war ein milder, wohlwollender Mann, seinem Gebieter unbedingt ergeben und von diesem hochgeschätzt. Ihn bei sich zu haben, war Duarte Trost und Freude, denn ihm durfte er rückhaltlos sein ganzes Herz eröffnen, ohne fürchten zu müssen, von ihm mißverstanden zu werden oder sein Vertrauen mit Verrat vergolten zu sehen.

Der Priester wußte auch heute durch seinen warmen Zuspruch den Infanten aus der trüben Stimmung zu reißen, die sich unwillkürlich seiner bemächtigt hatte, als er sich mit dem Arzte seiner Seele allein sah. Bald hatte er unmerklich das Gespräch auf einen anderen Gegenstand gelenkt und des Prinzen Anteilnahme für verschiedene kleine Begebenheiten erweckt, die sich während seiner Abwesenheit auf dem Schiffe zugetragen.

„Fast hätte ich vergessen, es Eurer Hoheit mit-

zuteilen," fügte er hinzu, „daß mir ein Brief, den ich heute noch empfing, einen Besuch ankündigt, der zugleich Eurer Hoheit gelten sollte. Ein lieber Freund und Bruder aus vergangenen Klostertagen, Ferdinand de la Houe, aus Flamland, fragte bei mir an, ob er vor Euer Antlitz gelassen werden dürfte, den er noch im Winterquartiere zu Leipheim vermutete."

„Mir ist der Name nicht unbekannt," erwiderte Duarte nachdenkend, „Padre Araldo sprach bereits von ihm als einem hochbegabten feurigen Redner, der, soviel ich mich entsinne, dem Orden der Dominikaner angehört."

„Es ist der nämliche, gnädigster Herr. Ein unruhiger, thatenlustiger Kopf war er allezeit, dem für sein Vorwärtsstürmen die Kutte stets zu eng war, und der in den verschiedensten Missionen im Auftrage seines Ordens die Welt durchstreifte. Doch trieb ihn zu all seinem Thun ein tapferes, großes Herz, das treu wie Gold und fest wie Stahl an dem einmal Erwählten hängt."

„Wo weilte er zuletzt? Wo kommt er her?"

„Er war in Afrika und auf den Canarischen Inseln als Missionar thätig und ist wohl auf dem Wege nach den Niederlanden, wie ich aus dem Schreiben entnehme. Es wäre mir von Wert, wenn Euer Fürstliche Gnaden ihn kennen lernte."

„Man wird ihn schwerlich zu mir lassen, wenn man hört, daß er aus meiner Heimat kommt, und

das ist wahrscheinlich, weil er seines Amtes auf unseren Besitzungen waltete."

„Verweigert man ihm die Erlaubnis, Eure Hoheit zu sehen, müssen sich Mittel finden lassen, wenigstens mit ihm in Verkehr zu treten," sagte der Priester, „ich werde ihm noch heute schreiben, sich unverzüglich hierherzubegeben, wenn er in Leipheim Eure Hoheit nicht gefunden."

„Seid vorsichtig mit solchen Briefen," warnte Duarte, „wem wollet Ihr ihn anvertrauen?"

„Ein Bote kommt noch heute, uns einige notwendige Sachen vom Schiffe zu bringen. Er kann den Brief an Don Cueva übergeben, der nach Leipheim zurückkehrt."

In dem anstoßenden Zimmer waren währenddessen die Diener unter der Leitung des Mayordomo beschäftigt. Es war schwierig, den schlecht gebauten, schlecht eingerichteten Raum in das zu verwandeln, was er vorstellen sollte: die Wohnung eines königlichen Prinzen, doch den vereinten Bemühungen aller gelang es wenigstens, dem Gemache den Anstrich der Vernachlässigung und Verkommenheit zu nehmen, der einen so beklemmenden Eindruck gemacht hatte.

Luiz Pereira, der Kämmerer, war mit Gaspar Magalhaes zu der Wirtin gegangen, sich von ihr Teppiche und Vorhänge geben zu lassen. Sie hatte aus Furcht vor Navarro, der ihr strenge untersagt, ohne seine Erlaubnis auch nur das Geringste für den Gefangenen zu thun, anfangs gezögert. Aber ihr Mitleid für den vornehmen, ritterlichen Mann, den

man so unvermutet in ihr Haus gebracht, war bereits rege geworden und sie nahm sich vor, insgeheim auf das beste für ihn zu sorgen. So gab sie nach und nach alles her, was die Beamten von ihr an Einrichtungsstücken verlangten und legte endlich selbst Hand mit an, die Ordnung in den Zimmern herzustellen.

Duarte sprach ihr in einigen Worten seinen Dank aus und hatte sie damit völlig gewonnen.

„Das ist ein anderer Herr," äußerte sie zu ihrem Gatten, „als der hoffärtige Welsche, der unser Haus für ihn bestellte, und uns anschnob, weil ihm nichts schnell genug ging. Warum sie den nicht lieber einsperren, statt des schönen jungen Mannes, der sogar ein Prinz ist, wie seine Leute sagen?"

„Schweige, Weib," mahnte der Wirt erschrocken, „der Herr Navarro ist ein gar mächtiger und gewaltiger Mann, der uns übel mitspielen könnte, wenn er Dich so reden hörte. Der Prinz aber ist ein Feind des Kaisers."

„Ach, wer weiß, ob das nur wahr ist," meinte die Frau, „das hat vielleicht der falsche Spanier mit dem gelben Gesicht und der krummen Nase Dir nur vorgeredet, damit wir recht garstig mit ihm sein sollen. — Gott steh' mir bei, da ist er schon wieder. Geh Du nur mit ihm sprechen; ich will in die Küche, nachsehen, ob der Koch etwas braucht."

Wirklich war es der kaiserliche Geheimschreiber, der sich noch einmal zu überzeugen kam, ob seine Befehle hinsichtlich der Bewachung des Gefangenen

pünktlich ausgeführt seien. Er prüfte sämtliche Ausgänge des Hauses, untersuchte die Höhe der Fenster, die Sicherheit der Thüren und schärfte dem Kapitän del Zerro wiederholt ein, jede Verbindung des Infanten mit der Außenwelt zu verhindern. Die Veränderungen in den Zimmern Dom Duartes traf ein mißbilligender Blick.

„Wer hat Euch gesagt, daß Ihr die Zimmer anders ausstatten solltet, als ich sie fand?“ herrschte er den Wirt an.

„Das thaten die Fremden und meine Frau, Euer Gnaden,“ antwortete der Gefragte demütig. „Ich meinte, daß es mit Eurer Bewilligung geschähe.“

„Sage Deinem Weibe,“ sprach Navarro, „daß hinfort kein Schemel ohne meinen Befehl an einen anderen Platz gestellt wird. Das Haus ist gut genug, so wie es ist; noch giebt es andere Gefängnisse für die Verräter am Reiche, die schlimmer sind.“

„Es soll geschehen, wie Ihr es befehlt, gnädiger Herr. Aber ist denn der fremde Fürst ein so arger Missethäter, daß strenge Strafe seiner harrt?“

„Danach hast Du nicht zu fragen, sondern nur zu gehorchen. Thust Du es nicht, hast Du die Folgen Dir selbst zuzuschreiben.“

Er entfernte sich; die Wirtin ballte eine Faust hinter ihm her. Sie hatte das Gespräch hinter der Küchenthür belauscht.

„Geh Du nur hin,“ murrte sie, „Du welsches Galgengesicht! Wer weiß, wer von Euch zweien der

Verräter ist, und könnte ich Dich einst recht hoch baumeln sehen, ich weihte dem heiligen Emeran eine Kerze.“ —

Die Verhaftung des Prinzen von Braganza hatte in ganz Regensburg ein ungeheures Aufsehen erregt. Man forschte nach der Veranlassung, man fragte sich, wie weit ein solches Verfahren berechtigt gewesen, und da es unmöglich schien, das Vergehen des Gefangenen zu ergründen, gelangte man zu dem Schlusse, diese Berechtigung anzuzweifeln. Besonders erhoben sich dagegen die in Regensburg versammelten Vertreter der fremden Mächte, welche eine Verletzung der Freiheit des Deutschen Reiches, eine Gefährdung der Würde desselben darin erblickten.

Man machte von verschiedenen Seiten dem Kaiser Vorstellungen; der portugiesische Gesandte am schwedischen Hofe, Dom Francisco Sousa Coutinho, legte in einer langen und ausführlichen Denkschrift die völlige Schuldlosigkeit des Infanten dar und stellte im Namen des Königs, Dom Joao, das Gesuch, den Prinzen in Freiheit zu setzen.

Die übrigen Gesandten, mit Ausnahme des spanischen, schlossen sich dem Gesuche an; Erzherzog Leopold, der mit tiefem Schmerze das Geschehene erfahren, erneuerte seine Vorstellungen bei dem Kaiser und wurde darin von mehreren einflußreichen Personen unterstützt. Vor dem Hause, in welchem man Duarte gefangen hielt, fanden Aufläufe des Volkes und der Bürger statt, welche dem Prinzen von der

Teilnahme Zeugnis ablegen sollten, die sein Schicksal allgemein erweckte.

Ferdinand III. empfand das Peinliche seiner eigenen Lage und war nicht abgeneigt, seinen Entschluß zu bereuen, der ihm Verlegenheiten aller Art bereitete. Die Kaiserin und ihre Ratgeber begannen der Befürchtung Raum zu geben, daß ihnen die Früchte des errungenen Sieges verloren gehen könnten, wenn die Bestürmungen fortdauerten, die der Befreiung des Prinzen galten.

„Ihr scheint in Eurer Überzeugung von der Schuld des Prinzen von Braganza wankend geworden, mein Gemahl," sprach Maria Anna, die mehr als je in diesen Tagen bei dem Kaiser weilte. „Wie habt Ihr Euren Sinn so schnell zu ändern vermocht? Ich glaubte, die heilige Pflicht, die Euch der hochwürdige Pater Quiroga gewiesen, müßte die Bedenken überwinden, die von neuem in Euch aufgestiegen."

„Die Untersuchungen, die man erhoben," antwortete der Kaiser, „haben für die vorgebliche Mitschuld Dom Duartes keine Beweise geliefert. Ich halte ihn gefangen, und wofür? Die Mißbilligung aller rechtlich Gesinnten, der Tadel von ganz Europa trifft mich für die grundlose Härte, zu der man mich drängte."

„Es ist zu spät, Euch jetzt deswegen anzuklagen," sagte die Kaiserin achselzuckend. „Schon ist Don Mellos Abgesandter auf dem Wege nach Madrid, dem Könige und seinen Ministern den Dienst zu melden, den Ihr der Krone Spaniens erzeigt habt. Wollet Ihr einen

anderen Boten dem ersten nachschicken, der das Geschehene widerruft? Mein Bruder würde ob solchen Thuns nicht wenig staunen."

„Er müßte einsehen, daß sein Verlangen ein unbilliges war."

„Keineswegs! Was ihn bestimmte, war ein wohl überlegter Plan, jenes aufrührerische Volk schneller niederzuwerfen; er ist in seinem Rechte und Ihr gabt Euer Wort, dazu zu helfen."

„Dom Duarte hat mich schon zum zweiten Male um eine Audienz gebeten. Was kann ich ihm antworten, wenn er mich um sein ferneres Schicksal befragt?"

„Ihr dürft ihm keine Unterredung bewilligen," rief die Kaiserin lebhaft. „Was nützt es, seine Vorwürfe und Klagen anzuhören?"

„Er dauert mich. Ich möchte ihm etwas sagen, das ihn über seine Zukunft beruhigt. Es ist doch auch unmöglich, daß ich ihn für immer eingekerkert halte."

„Ich machte Euch schon einmal den Vorschlag, ihn an Spanien auszuliefern, so seid Ihr der Verantwortung für seine Person ledig."

„Nie, niemals!"

Die Kaiserin lächelte spöttisch. Die Weigerung ihres Gemahls rief ihr nicht den geringsten Eindruck hervor. Sie war sich ihrer Macht über den schwachen Fürsten bewußt.

„Was war es heute für ein Gewühl und Rennen in den Straßen nach St. Emeran zu?" sagte sie

wie hingeworfen. „Die Läufer und mein Wagen konnten kaum hindurch. Ist etwas Besonderes dort zu sehen?"

„Das Gasthaus zu den ‚drei Raben' ist in jener Gegend und täglich finden vor ihm Zusammenrottungen des Volkes statt, das Dom Duarte seine Sympathie kundgiebt; so hat man mir berichtet."

„Auch das erregt Euch Unbehagen, wie ich bemerke."

„Es ist der Ausdruck der allgemeinen Stimmung, die mir von den verschiedensten Seiten zu Gehör gebracht wird."

„Mein Gemahl," sprach die Kaiserin ernst, „Ihr reibt Euch auf mit solchem Grübeln und werdet niemals zur Ruhe kommen, solange Ihr den Gegenstand Eurer fortwährenden Zweifel in unmittelbarer Nähe habt. Lasset den Prinzen in eine andere Stadt bringen, wenn es Eurem Gewissen widerstrebt, ihn in meines Bruders Hände zu geben, der ihn sicherlich nicht härter behandeln wird, als Ihr. Nur behaltet ihn nicht hier, wo seine Anwesenheit einen unaufhörlichen Anlaß zu Mißstimmung und Ärgernis bietet."

„Es kann sein, daß es besser wäre," meinte Ferdinand, dem der Gedanke eine gewisse Erleichterung gewährte, daß man Dom Duarte allmählich vergessen würde, sobald er aus dem Gesichtskreise derer entschwunden sei, welche sich augenblicklich so lebhaft für ihn verwendeten.

Wohl fühlte auch der Kaiser tief, wie sehr er seine eigene Würde und die des Deutschen Reiches mit seiner

Handlungsweise herabsetzte, wenn er den Vorstellungen, die ihm von berufenster Seite zugingen, nichts anderes zu entgegnen wußte, als daß gewichtige Gründe ihn verhinderten, dem schuldlos Eingeschlossenen die Freiheit wiederzugeben, wohl fühlte er das Unrecht, das er beging, um weltlicher Vorteile willen seine Ehre, seine bessere Überzeugung, sein Manneswort zu verkaufen, doch neben ihm standen allezeit geschäftige Helfer des verräterischen Unternehmens, die für jedes bei ihm aufsteigende Bedenken ein beruhigendes Wort, eine schmeichelnde Beschönigung wußten, und reichten ihre Bemühungen nicht aus, gelang es dem klugen Beichtiger Maria Annas mit dem Hinweise auf das Gebot Gottes, das von einem Volke Unterordnung und Gehorsam fordere, den Kaiser in die angestrebte Bahn zu lenken.

Dom Duarte hatte mehrmals vergebens sein Gesuch um Bewilligung einer Audienz wiederholt. Es war fast eine Woche seit seiner Verhaftung vergangen, als Graf Gonzaga sich bei ihm melden ließ.

„Seine Kaiserliche Majestät, mein erhabener Herr," sprach er zu dem Prinzen, „bedauert es, Eure Hoheit nicht bei sich empfangen zu können, obgleich es ihn aufrichtig schmerzt, Euch diesen Wunsch nicht zu erfüllen. Um jedoch Eurer Hoheit nicht den Glauben zu erwecken, daß persönlicher Groll der Beweggrund dazu sei, läßt Seine Majestät Eure Hoheit wissen, daß er Euch als schuldlos anerkenne, daß Eure Fürstliche Gnaden dem Reiche mit Tapferkeit und Treue gedient hat, daß jedoch Staatsgründe,

die sich der Mitteilung entziehen, es Seiner Majestät vorläufig verbieten, Eure Haft aufzuheben. Mein erhabener Herr wiederholt Euch sein kaiserliches Wort, Eure Hoheit niemals an das spanische Reich auszuliefern."

Dom Duarte hatte die Rede in unbewegter Haltung angehört; als Gonzaga geendet, lächelte er sarkastisch. „Seine Majestät verspricht mir alles, was ich unter meinen jetzigen Verhältnissen verlangen kann," erwiderte er. „Ich begreife es, daß er mich nicht sehen will. Es ist für den Mächtigen nicht leicht, demjenigen in das Auge zu schauen, den er, ohne von ihm beleidigt zu sein, schonungslos vergewaltigte. So habe ich nur noch die Frage hinzuzufügen, ob Seine Majestät gewillt ist, mich dauernd hier zu halten, oder ob ein anderes Gefängnis mir zugedacht ist!"

„Eure Hoheit wird in einigen Tagen nach Passau geleitet werden," antwortete Gonzaga, „Oberst Schenk und Doktor Navarro werden Eure Bewachung übernehmen."

„Es ist gut," sagte Duarte, „ich werde mich auch dieser Maßregel unterwerfen müssen, die mit dem übrigen Verhalten meiner Feinde im Einklange steht."

Leonhard trat in das Zimmer, als Gonzaga es verlassen hatte.

„Was wollte der falsche Italiener bei Eurer Hoheit?" fragte er besorgt. „Es war nichts Gutes, das ihn herführte. Er lächelte so arglistig, als er ging."

„Er kündigte mir an, daß wir nach Passau gebracht werden,“ erwiderte Duarte.

„Nach Passau? Was kann man damit bezwecken?“ fuhr Leonhard beunruhigt fort. „Man wird Eure Hoheit doch nicht weiterschleppen wollen, bis man in die Nähe der spanischen Besitzungen gekommen?“

„Der Kaiser gab mir abermals sein Wort, mich wenigstens nicht dorthin zu liefern.“

„Seid Ihr sicher, gnädiger Herr, daß er es hält?“

„Ich hoffe es,“ sprach Duarte mit Nachdruck, „es wäre gegen jedes göttliche und menschliche Gesetz, wenn er es nicht thäte. Die Audienz wurde mir abgeschlagen.“

„Der Kaiser schämt sich, Euch zu sehen, den er so schmachvoll hinterging.“

„Ich äußerte ähnliches zu Gonzaga, aber ich glaube, daß ich meine Lage damit nicht verbessert habe. Man wird die Worte gehässig entstellt dem Kaiser hinterbringen, um seinen Zorn gegen mich zu vergrößern.“

„Kann man Euch Härteres noch auferlegen, als es schon geschehen ist?“

„Man kann es, Leonhard, denn in den Händen jener ist die Gewalt und der Menschen Sinn ist erbarmungslos, wenn es gilt, das Amt des Peinigers zu üben. Man kann Euch von mir trennen, ohne daß ich mich dagegen aufzulehnen vermag. Ich bin ein armes Wild jetzt, von Häschern rings umstellt,

kein Mittel ist in meiner Hand, Euer Los je zu verbessern, doch noch mehr würde es mich schmerzen, raubte man Euch mir noch, deren Liebe und Treue allein die Dunkelheit um mich erhellt."

„Man wird es nicht wagen," sprach Leonhard, ohne von der Gewißheit seiner Worte überzeugt zu sein.

Die bisher gemachten Erfahrungen hatten ihn belehrt, daß die dem Prinzen feindselige Partei vor keiner Gewaltthat zurückschrecken würde, um sich ihren traurigen Erfolg zu sichern.

Fünftes Kapitel.

Es war in den Morgenstunden des 9. Februar, als vor den Thoren Regensburgs drei Reiter hielten, welche Einlaß begehrten. Die Wachen, seit dem vereitelten Unternehmen Baners *) vorsichtig gegen alles Fremde, verweigerten das Thor ohne Erlaubnis des Offiziers zu öffnen, der, von ihnen herbeigerufen, endlich erschien und die Pässe der Ankommenden zu sehen verlangte.

Ein Blick auf den ersten der Reiter ließ ihn den Hauptmann Don Pedro de Cueva erkennen; seine Züge hellten sich auf.

„Ihr seid es, Don Cueva," redete er ihn an, „was bringt Euch so schnell zurück, den ich bei seinem Regimente in Leipheim wähnte?"

„Dort war ich auch, bin aber gleich wieder abgereist," erwiderte Cueva. „Denkt nicht, daß ich

*) Baner hatte Ende Januar einen Überfall gegen Regensburg geplant, war jedoch von dem Obersten Kolb aus dem benachbarten Orte, von wo aus der Einfall stattfinden sollte, vertrieben worden.

dort ruhig hätte bleiben können, solange ich nichts Gewisses über das Schicksal meines Prinzen weiß."

„Still," bedeutete der Offizier, „es ist nicht ratsam, viel von ihm zu sprechen."

„Ich werde es thun, verlaßt Euch darauf," entgegnete der unerschrockene Hauptmann. „Die Thaten, die zum Himmel schreien, müssen ihr Echo auch auf Erden finden."

„Ihr werdet Euch um Euren Hals reden."

„Den gäbe ich daran, wenn es mir gelänge, meinen Prinzen zu retten. — Und jetzt habt Ihr gesehen, wer ich bin; nun laßt mich ein."

„Wer sind die mit Euch kommen? Dies muß ich wissen."

„Das ist Monsieur François Taquet, Doktor der Rechte aus Gent," erwiderte Don Cueva, „der andere ist mein jüngerer Bruder."

Der wachehabende Offizier betrachtete mißtrauisch die ihm unbekannten Begleiter des Hauptmanns.

„Sieht Euch verteufelt wenig gleich, der Bruder," bemerkte er. „Sind bei Euch in Spanien noch mehr so blond und weiß?"

Pedro de Cueva lachte. „Ist nur ein Halbbruder; seine Mutter war eine Deutsche," sagte er schnell gefaßt. „Nun, starrt ihn nicht so an. Das junge Blut kommt just von Hause und fürchtet sich gar vor Euch."

„Dann kann er nicht von Eurer Art sein, oder war noch nicht lange genug in Eurer Schule. Was will er übrigens in Regensburg? Ich habe Befehl,

niemand einzulassen, dessen Zweck und Gewerbe ich nicht weiß."

„Ich will ihn bei den Arkebusierern einstellen; darum nahm ich ihn mit."

„Und der gelehrte Herr?" fuhr der Offizier fort. „Wollt mir Euren Paß vorzeigen und angeben, was Euch herführt."

Der Angeredete zog gleichmütig ein umfangreiches Papier hervor, auf dem in einer dem Wachehabenden unverständlichen Sprache die Angaben über den Stand, die Herkunft, den Reisezweck des Fremdlings zu lesen waren. Nur den Namen „François Taquet" vermochte er zu entziffern. Unbefriedigt reichte er das Blatt seinem Eigentümer zurück.

„In welcher Sprache ist das geschrieben?" fragte er.

„Das ist flämisch," erklärte Cueva, statt des angeblichen Doktors. „Ich sagte Euch, daß Mr. Taquet aus den Niederlanden kommt. Er will hier den Verhandlungen des Reichstages beiwohnen, um darüber weiter zu berichten."

„Nun denn, da Ihr für Eure Begleiter die Bürgschaft übernehmt, mögt Ihr passieren," entschied der Offizier, einem der Soldaten einen Wink gebend, das Thor zu öffnen.

Der schwere Schlüssel rasselte im Schlosse; die Kette wurde emporgezogen, der Weg war frei, um in die Stadt zu gelangen.

„Gebt acht auf Euren — hm, Bruder," sagte der Wachehabende zu Don Cueva, der den kleinen

Zug beschloß. „Solch schöner Bursch pflegt anderen auch zu gefallen; er könnte Euch abhanden kommen.“

„Der ist von gutem Schrot und Korn,“ entgegnete Don Pedro auf den wohlverstandenen Spott, „und weiß seine Straße zu finden. Dank für den Rat und gehabt Euch wohl.“

Er gab seinem Pferde die Sporen und ritt den anderen nach.

„Ein Glück, daß wir den Helbich trafen und keinen Unbekannten,“ sprach er, „sonst hätte es uns mit Eurem falschen Passe, Bruder Fernando, übel ergehen können, und wir hätten zunächst auf der Wache freies Quartier bekommen. Bleibt jetzt nur dabei, daß Ihr François Taquet seid, damit man Euch nicht in ein Verhör nimmt.“

„Ich hatte schon seit einiger Zeit die Absicht, mir einen falschen Namen beizulegen, um unter einem solchen sicherer für unsern Herrn wirken zu können,“ anwortete der Dominikanermönch. „Es kam mir zu statten, daß Doktor Taquet mir vor seinem Tode seinen sämtlichen Besitz, darunter auch seine Papiere, vermachte. Ich hoffe sie besonders hier gebrauchen zu können.“

„Meint Ihr, daß man Euch zu Seiner Hoheit lassen wird?“

„Kann ich ihn selbst nicht sprechen, wird es Mittel und Wege geben, mich anderweitig mit ihm zu verständigen,“ sagte Ferdinand de la Houe, „zunächst rechne ich auf den Beistand der edlen Frau

hier, die wohl nach dem heutigen mißglückten Versuche darauf verzichten wird, als Euer Bruder zu gelten."

Andrea lächelte ein wenig. „Don Cueva war ein Bruder mir an Sorge und Treue, seit er von Leipheim mich zu meinem Gatten holte," erwiderte sie sanft, „das Maskenspiel, zu welchem die Notwendigkeit uns zwang, wird mit dem Heute aufhören, doch stolz will ich mich die Schwester des gütigen Mannes nennen, der auch meinem Gatten ein aufopfernder Freund gewesen."

„Es war nichts Großes, was ich that," sprach Don Pedro. „Es kommt, wie ich hoffe, für uns noch Besseres zu leisten und dabei, edle Frau, wie Ihr hörtet, zählen wir auf Euch."

„Ihr seid meiner Hilfe, meiner schwachen Dienste zu allem gewiß, das zu dem Heile unseres teuren Herrn beitragen kann, vorausgesetzt, daß man mich nicht gewaltsam von Leonhard scheidet, der ja in seiner Nähe bleibt."

„Und wenn es so wäre?" bemerkte de la Houe.

„Dann ersinnen wir eine andere Verkleidung für mich," sagte Andrea, „und in dieser werde ich versuchen, mit Leonhard in Verbindung zu bleiben."

„Ihr habt ein ritterlich Herz und einen festen Mut, wie wenige Eures Geschlechtes," sprach Cueva bewundernd.

„Das Leben, dieser harte Lehrmeister, bildet Gaben in uns aus, die wir niemals in uns vermutet hätten. Ich wählte mir mein Schicksal selbst und mit diesem Augenblicke wußte ich, daß ich es

verlernen müsse, nach Frauenweise vor dem Ungewohnten zurückzuschrecken."

„Gott giebt die Kraft, meine Tochter," sprach der Mönch, „wenn wir das Rechte thun wollen, gleichviel, ob es in anderer befangenen Augen gleich einem Unrecht erscheint."

„Das meine auch ich, mein Pater," versetzte Andrea, „und darum ist meine Seele auf dem dornigen Wege, den ich ging, frei von Furcht gewesen; — sowie ich jetzt auch nur die eine kenne: ihn zu verlieren, dem ich mich als Weib gelobte."

Sie waren an der Straße angelangt, in der das Gasthaus zu den „drei Raben" lag.

„Hier müssen wir uns trennen," entschied Cueva, „es könnte auffällig sein, wenn wir zu dreien dem Gefängnis Seiner Hoheit nahe kämen. Taquet, wie Ihr von nun an genannt sein wollt, ich nehme Euch zu Fray Timotheo Pimentel mit, den ich von früher her kenne. Dort werdet Ihr Unterkunft finden. — Ihr, edle Frau, gehet die Straße bis zum Ende; da findet Ihr das Haus, wo Euer Gatte ist. Fragt nach der Wirtin zu den Raben; sie wird Euch Bescheid geben, und so mögen Gott und seine Heiligen auf Eurem Wege Euch beschirmen."

Er hob sie aus dem Sattel und folgte mit den Blicken der sich rasch entfernenden Gestalt, bis sie in der bezeichneten Straße verschwunden.

„Sie wird zu ihrem Ziele kommen," sagte er, als er sein Pferd wieder bestieg. „Das ist ein

Weib, wie sie der Herr nur wenige schuf, damit die Erde uns nicht zu wohl gefiele. Dem Koscielski könnte ich neidisch sein, wenn ich ihm in seinem Unglück nicht das Beste gönnte.“ —

Leonhard saß in der niedrigen und ärmlichen Kammer, die man ihm zur Wohnung überwiesen, mit Schreiben beschäftigt, als die Wirtin eilfertig bei ihm eintrat.

„Es ist drunten jemand, der zu Euch will,“ raunte sie ihm in das Ohr, „aber ich weiß nicht, ob ich ihn hinaufführen darf. Der Kapitän del Zerro giebt auf alles acht und verrät es dem gelbhäutigen Spanier.“

„Wer ist es, Frau Wirtin?“ fragte Leonhard. „Eine Botschaft vielleicht an Seine Hoheit?“

„Das schien mir nicht; er sprach nur von Euch,“ war die Antwort. „Es ist ein junger Bursch, gar hold und freundlich anzuschauen, den man beinahe für ein Mädchen halten möchte.“

Leonhard sprang empor. „Bringt ihn herauf, Frau Wirtin, was auch geschehe,“ rief er unruhig. „Sollte es möglich sein? Andrea schon hier?“

Die Wirtin horchte auf. „Andrea,“ wiederholte sie, „nun ja, daß es kein Andreas ist, sieht man ihr an. Ist am Ende gar Euer Liebchen, das Euch nachgegangen?“

Er ergriff ihre Hände. „Nein, Frau Wirtin,“ sagte er eindringlich, „es ist mein teures Weib, das ich in dem Jünglinge vermute und das ich

hoch und wert halte über alle Schätze dieser Erde. Lasset mich nicht länger auf sie harren, bringt sie zu mir. Ihr habt ein weiches Frauenherz, Ihr werdet gütig auch zu ihr sein, die jetzt an Eurer Thüre steht, nichts weiter begehrend, als das Los ihres gefangenen Gatten zu teilen."

„Ich gehe schon," versicherte die mitleidige Wirtin, „das wäre ein schlimmes Ding, wenn wir nicht verständen, den Spionen hier herum ein Schnippchen zu schlagen. Euer Weib soll nicht umsonst den Weg gemacht haben und ein liebes und getreues Weib muß sie sein, die in der Not so fest zu ihrem Eheherrn hält."

Sie eilte hinunter in die Küche, wo Andrea neben dem Feuer saß. Unweit von ihr waren einige der Wächter des Prinzen mit Würfelspiel beschäftigt. Von Zeit zu Zeit musterten sie mit neugierigen Blicken den jungen Fremdling und flüsterten sich ihre Mutmaßungen über ihn zu, an der Verlegenheit sich ergötzend, welche sich endlich in den Zügen des unbekannten Gastes malte.

Die Wirtin erschien zu Andreas Erleichterung wieder in der Küche, als gerade einer der Musketiere den Versuch machen wollte, sie zu der Teilnahme an ihrem Spiele einzuladen. Sie übersah mit einem Blicke die peinliche Lage ihres neuen Gastes.

„Ei, junger Bursche," rief sie, „wenn Ihr umsonst heut bei mir nächtigen wollt, so macht Euch auch im Hause etwas zu schaffen, wo jetzt nicht Hände genug sein können, alle Arbeit zu verrichten.

Kommt mit mir; im Speicher droben giebt es Futter für die Pferde auszumessen."

Andrea folgte ihr bereitwillig in den Hausgang und die Treppe hinan, bis ihre Führerin vor einer niederen Thür Halt machte.

„Da geht hinein," sagte sie, „ich sorge, daß sie Euch nicht finden."

Sie öffnete den eisernen Drücker, die schlanke Gestalt des verkleideten Jünglings schlüpfte in das Zimmer; der unterdrückte Jubelruf des Gefangenen, „Andrea!" drang an ihr Ohr, dann aber eilte sie hinweg, um durch ihr längeres Verweilen nicht die Aufmerksamkeit eines der das Haus beständig durchstreifenden Soldaten zu erregen. —

In der Kammer droben hielten sich die Gatten umschlungen.

„Du hast den Weg auch hierher gefunden, Du Vielgetreue," sprach Leonhard bewegt, „wie lohne ich jemals Dir?"

„Ich wußte, daß es für mich nur das eine Ziel gäbe, als ich erfuhr, was hier zu Regensburg geschehen sei," erwiderte Andrea mit leuchtenden Augen. „Dein großmütiger Freund lieh mir seinen Beistand; unter seinem Schutze kam ich von Leipheim, um bei Dir zu bleiben, wie bisher, wenn man es mir gestattet."

„Wer vermag es zu sagen, süßes Weib, ob nicht die Härte derer, die gegenwärtig unsere Kerkermeister sind, Dich mir rauben wird? Schon über-

morgen bringt man unseren Herrn nach Passau und wir wissen nicht, wie man über uns verfügt."

„Glaubst Du, daß man Euch von ihm trennen wird?" fragte Andrea.

„Man hat uns nicht das Geringste vorläufig mitgeteilt, vielleicht, um uns durch die Ungewißheit unseres Schicksals in Furcht zu setzen."

„Und wenn man Euch die Freiheit wiedergäbe?"

„Ich zähle nicht darauf, daß man mich in Freiheit setze, meine Andrea," entgegnete Leonhard, „und böte man sie mir, während mein Prinz ein Gefangener bleibt, ich würde sie zurückweisen und es als Gnade betrachten, sein herbes Los zu teilen. Als ich, ein Ausgestoßener, Verfehmter, arm und verzweifelnd zu ihm kam, war er es, der mich wieder zu Ehren brachte, indem er mir dies Amt übertrug, das ich noch heute bekleide. Er sorgte, Geliebte, daß Du mein Weib werden durftest, — könnte ich es je vergessen? Mein Leben gehört ihm fortan und dem Streben, ihm zu vergelten, was er Dir und mir gethan, und möge Gott es geben, daß unsere schwachen Kräfte dazu helfen, seinen Kerker zu sprengen, wenn irdische Gerechtigkeit um seinetwillen in den Staub getreten würde."

Andrea sah ihn stolz und zärtlich an. „So kannst und mußt Du handeln, weil Du jener Leonhard bist, den sich mein Herz erwählte aus allen heraus, die sich mir nahten, als ihn, der mir der Würdigste erschien. Du bist es heute mir noch, wie zu jener Zeit,

ja, mehr noch empfinde ich es in dieser Stunde, daß ich recht gewählt."

„O, meine Andrea, besser wäre es für Dich gewesen, unsere Wege hätten sich niemals gekreuzt."

„Besser, Leonhard!" wiederholte sie langsam. „Ist es Dir Ernst damit?"

Seine Augen trafen die ihren; er antwortete nicht sogleich und dann plötzlich riß er sie an sich, Wangen, Mund und Stirn ihr mit Küssen zu bedecken.

„Nein, nein!"

Sie lächelte durch Thränen. „Lasse uns nicht grübeln, Liebster, wie das Schicksal es vermocht hätte, uns freundlicher zu führen. Es war Gottes Wille, daß unsere Liebe über dornige Pfade gehen solle, um ihre Kraft zu erproben. Siehe, mein Einziger, sie hat stand gehalten bis hierher, wie schwer die Stürme auch waren, die über uns hinweggingen, sie wird es auch ferner thun und stark bleiben, wie der Tod, der allein uns scheiden soll. Ich las in einem alten Buche daheim einst: ‚Nachdenken bricht das Herz'. So denke nicht zurück an das, was vergangen, und trübe Dir den Sinn nicht damit, wie es anders hätte sein können. Ich Dein, Du mein, — das eine nur lasse uns festhalten und ungebeugten Mutes dem Kommenden entgegensehen."

„Wir werden es, Geliebte. Es ist keine Schickung so schwer, daß nicht ein Strahl der Hoffnung sich zeigte. Dein Auge ist der Stern, zu dem ich aufblicke; es kann nicht völlig Finsternis um mich

werden, solange er mir leuchtet, zu dem ich in den schwersten Tagen anbetend emporschaute."

Ein leises Klopfen an der Thür des Nebenzimmers ließ sich hören. Leonhard ging, um zu öffnen. Es war der Kämmerer des Infanten, Dom Luiz Pereira, der ihm einen Auftrag seines Herrn zu überbringen kam.

„Ihr habt Besuch, wie ich sehe," sprach er, Andrea gewahrend, „doch täusche ich mich? Nein, Ihr seid es, edle Frau; o, welch ein Wiedersehen für uns alle!"

„Andrea wünscht, wie begreiflich, bei mir zu bleiben," sagte Leonhard, „glaubt Ihr, daß es möglich sein wird?"

„Giebt es im Deutschen Reiche ein Gesetz, das der Gattin verweigert, bei ihrem Ehemanne zu sein, zumal, wenn dieser kein Angeklagter ist?" entgegnete Pereira.

Leonhard zuckte die Achseln. „Wir sind nicht nach Gesetz und Brauch gerichtet," bemerkte er, „wie wir an uns allen erfuhren, mußten wir der Gewalt uns unterwerfen."

„So suchen wir diese mit List zu täuschen," meinte Pereira, „wir geben Eure holde Gattin für einen Pagen oder Diener aus, der zum Hofhalte unseres Herrn gehört und um die Erlaubnis nachsucht, ferner ihm zu dienen."

„Wenn Seine Hoheit in diese Ausflucht willigt, wird es das beste sein," sagte Andrea, „ich bin

bereit, jeden Dienst mit Freuden zu übernehmen, den Ihr, Dom Pereira, in Vorschlag bringt."

„Der Dienst wird sich finden lassen, edle Frau," antwortete der Kämmerer, „ich werde Seine Hoheit von Eurer Anwesenheit in Kenntnis setzen, und er wird erfreut sein, Euch bei Eurem Gatten zu wissen."

„Wollet Seiner Hoheit zugleich mitteilen, daß ich in der Begleitung Don Pedros de Cueva und des hochwürdigen Bruders Ferdinand de la Houe die Reise zurücklegte, welche beide sich danach sehnen, irgend eine Nachricht über Seine Fürstlichen Gnaden zu empfangen."

„Unsere Briefe gehen sämtlich durch Navarros Hände," sagte Leonhard, „unser Herr kann nichts schreiben, das nicht auf seinen Inhalt sorglich geprüft wird."

„Wir werden suchen, diese Prüfung zu umgehen," sprach Andrea, „die gute Wirtin muß uns helfen. Ihre Freundschaft will ich mir zunächst erwerben, und sie wird wissen, wie es einzurichten sei, Don Cueva und Mr. Taquet Nachricht zukommen zu lassen."

Leonhard legte den Arm um die Schultern seiner Gattin. „Mir scheint, es ist nicht ohne Nutzen, einen Bundesgenossen, wie diesen, zu haben, Dom Luiz," sagte er scherzend. „Es geht keine List über Frauenlist; wir wollen zum Vorteil der guten Sache sie anwenden."

„Es müßte aber bald geschehen, wenn wir uns mit den Freunden draußen in Verbindung setzen

wollen," bemerkte Dom Pereira. „Am 14. dieses Monats sollen wir Regensburg verlassen."

„So wird es sich empfehlen, die Briefe, welche ich hinausbefördern könnte, sogleich zu schreiben," riet Andrea. „Ich gehe zu unserer Wirtin und bringe Euch Bescheid, was ich bei ihr erreichte."

Die entschlossene Frau eilte hinab in die Küche, wo sie die Wirtin mit dem Austeilen des Mittagessens an die Soldaten beschäftigt fand.

„Ihr könntet mich zur Hilfe anstellen," redete sie sie an. „Lasset immerhin die Leute ihre Plätze einnehmen; ich trage ihnen die Schüsseln zu und Ihr werdet schneller fertig."

„Das lasse ich mir gefallen," erwiderte die hätige Frau. „Habe so alle Hände voll zu thun, seit die Soldaten hier sind. Seid Ihr denn droben schon mit der Arbeit fertig, die ich Euch übertrug?"

„Ich gehe später wieder hinauf," sprach Andrea, „für jetzt glaubte ich Euch hier helfen zu können, da es gerade Mittagszeit ist."

„Nun, so nehmt den Schöpfer hier und füllt aus dem Kessel dort die Schüsseln tüchtig voll. Haben so immer einen Hunger, die Soldaten, daß man den ganzen Tag kochen sollte. Das macht das viele Nichtsthun; einen vornehmen Prinzen bewachen und dabei würfeln ist freilich ein schwerer Stück Arbeit, als im Felde draußen sein und mit den Schweden, den Franzosen sich herumschlagen."

Die Soldaten, welchen diese Rede galt, beantworteten sie mit einigen derben Späßen. Sie kannten

die Art ihrer Wirtin, welche bei ihnen in hohem Ansehen stand, da sie es ihnen an nichts fehlen ließ. Andrea ging während des immer lebhafter werdenden Wechselgespräches mit den gefüllten Schüsseln hin und her. Die dumpfe Luft in der heißen Küche nahm ihr fast den Atem, die Reden um sie widerten sie an. Doch eingedenk ihrer Aufgabe suchte sie beides zu überwinden; noch war es ihr nicht möglich gewesen, mit der Wirtin ein vertraulich Wort zu sprechen, und die Zeit drängte, wenn noch vor seiner Überführung nach Passau für den Infanten etwas geschehen sollte.

Das Essen war endlich verteilt; die Wirtin winkte Andrea an den Tisch, an welchem sie selbst mit ihrem Manne und ihrem Gesinde ihre Mahlzeit einnehmen wollte.

„Mögt Ihr nicht mit uns essen, nachdem Ihr so wacker geholfen?“ fragte sie. „Müßt ja von dem Marsche noch hungrig sein.“

Die junge Frau mußte wohl oder übel der Einladung folgen. Ihre Gastgeberin erriet ihre Gedanken.

„Ist geringes Essen nur, was wir haben,“ fügte sie hinzu. „Für die Fremden droben ist der Koch des Prinzen da, aber wer weiß, wie lange sie ihm den lassen. Der Navarro sagte unlängst schon, es sei nicht von nöten, daß er bei ihm bliebe.“

Andrea aß mit tapferer Selbstverleugnung den ihr vorgelegten Kohl, die harten Klöße, und verstand sich sogar dazu, ihre Lippen in den Bierkrug zu

tauchen, den man vor ihren Platz gestellt hatte. Die Wirtin sah ihr wohlgefällig zu.

„Wenn Ihr gegessen habt, werde ich Euch Eure Schlafstelle zeigen,“ sagte sie, „die müßt Ihr freilich Euch selbst in Ordnung bringen, aber das wird Euch nicht schwer fallen, denn ich sah es schon zuvor, Ihr versteht zuzugreifen, wo es gilt.“

Andrea begrüßte aufatmend das Ende der Mahlzeit; das Dankgebet war gesprochen, die Tischgenossen zerstreuten sich, um wieder an ihre Arbeit zu gehen. Die Soldaten kehrten zu ihrem Würfelspiel zurück, ein Teil derselben lagerte sich auf die Holzbänke an der Wand, um zu schlafen. Die Wirtin ging mit ihrem Gaste hinaus.

„Ihr seid ein braves Weib,“ sprach sie, als sie sich mit ihr allein sah. „An Euch kann unser Herrgott seine Freude haben. Ihr thut Eurem Manne zuliebe, woran Ihr nie gewöhnt wart, wie Euer Aussehen, Eure feinen Hände weisen, und ich weiß, Ihr würdet noch mehr thun, wenn es zu seinem Besten wäre.“

„Das würde ich,“ erwiderte Andrea ruhig, „und ich würde nicht einmal denken, daß ich Außerordentliches damit geleistet hätte. All unser Thun erscheint für die geringe, die wir lieben, und mein Gatte ist darin mir ein Vorbild, denn auch er wäre fähig, für unseren teuren Herrn jedes, selbst das größte Opfer zu bringen.“

„Das habe ich schon gesehen, seit sie in unserem Hause sind, wie sie alle an ihm hängen,“ sprach die

Wirtin, „und für den lieben guten Herrn möchte ja ich selbst alles thun, was nur möglich ist. Aber man darf ja nicht. Uns ist strenge Strafe angedroht, wenn wir nicht so handeln, wie es der falsche Spanier befiehlt."

„Ihr könntet uns in etwas helfen, Frau Wirtin, wenn Ihr wolltet," flüsterte Andrea, „und ich glaube, daß Ihr es wollt, denn Euch geht das Schicksal unseres armen Herrn nahe, den man so ungerecht behandelt!"

„Ei, freilich thut er mir von Herzen leid," sagte die Wirtin, „und könnte ich ihm beistehen, es geschähe mit Freuden. Aber es ist ein gefahrvoll Ding; wenn es auskäme, wäre es um uns gethan."

„Ihr bietet Eure Hand zu einem Werke der Barmherzigkeit; seid ohne Furcht; Gott wird mit uns sein."

Die Wirtin sann einige Minuten nach. „Sagt, was Ihr von mir begehrt."

Andrea zog die Frau in eine dunkle Ecke des Hausganges. „Ein wackerer Mann, der aus der Heimat des Prinzen kommt, möchte diesen sprechen," flüsterte sie ihr in das Ohr, „morgen oder übermorgen muß es sein. Besinnt Euch, wie es zu bewerkstelligen ist."

„Lasset mir eine halbe Stunde Zeit; ich gebe Euch dann Bescheid," antwortete die Wirtin, „geht inzwischen hinauf zu Eurem Manne. Ich werde denen drunten sagen, daß Ihr auf dem Speicher seid."

Andrea gehorchte. Von den Wächtern war

niemand in dem Hausgange zu erblicken; sie hielten sich in der Stunde nach der Mahlzeit in den unteren Räumen auf. Die junge Frau glitt geräuschlos durch den Korridor, bis sie die Thür der Kammer erreichte, in der ihr Gatte sich befand.

Leonhard hatte sie bereits mit Ungeduld erwartet. „Was hast Du ausgerichtet, mein Lieb?“ fragte er hastig. „Der Prinz weiß, daß Du hier bist und wünscht mit Dir zu sprechen.“

Durch die halbfinsteren Zimmer, in welchen das Gefolge untergebracht war, geleitete er seine Gattin zu seinem Gebieter, der lesend am Fenster seines Zimmers saß. Bei dem Eintritte Andreas erhob er sich, um mit der gleichen Ritterlichkeit, als befänden sie sich noch im Schlosse zu Leipheim, die junge Frau zu begrüßen.

Andrea vermochte nur mit Mühe die Bewegung niederzukämpfen, die sie bei seinem Anblicke ergriff. Er bemerkte es; achtungsvoll führte er ihre Hand an seine Lippen.

„Es macht Euch Schmerz, mich als Gefangenen wiederzufinden, edle Frau,“ sprach er beherrscht, „und ich danke Euch diese Regung Eures schönen Herzens. Doch ist mein Los so bitter nicht, als Ihr vermutet. Noch ist es mir vergönnt, in Freundesaugen um mich her zu blicken und von Freundeslippen Trost und Ermutigung zu vernehmen. Lasset Euch von Eurem Gatten sagen, wie wohl es mir thut, ihn und meine übrigen Getreuen um mich zu haben. Der

ist nie ganz verlassen, der auf so viel Liebe sich stützen darf."

„Eure Hoheit wird, wie ich zu Gott und seiner Barmherzigkeit hoffe, in kurzem wieder frei werden," erwiderte Andrea unter Thränen, „hätten unser aller Gebete Kraft, sie würden Eurer Hoheit Kerker sprengen, der nie einen schuldloseren Gefangenen umschloß."

„Sie werden nicht umsonst zum Throne dessen dringen, der keines seiner Kinder vergißt," antwortete Duarte ernst. „Er ist die Liebe, ob er auch sein Angesicht für eine kurze Zeit vor uns verbirgt. Ist es nicht seine Güte auch, die Euch bis zu mir führte? Ihr bringt mir Nachricht von zwei Freunden, die um meinetwillen in diese Stadt gekommen und meiner, wie die hier Versammelten, in Treue gedenken. Sprecht mir von ihnen, edle Frau; jedes Eurer Worte wird mir eine frohe Botschaft sein."

Andrea stattete in kurzen Worten Bericht ab und fügte hinzu, daß Bruder Fernandos heißer Wunsch es sei, den Infanten sehen zu dürfen.

„Es wäre auch mir von Werte seine Pläne zu erfahren," sprach der Prinz, „um so mehr, als ich daran die Hoffnung knüpfen darf, mit meinem Bruder in unmittelbaren Verkehr zu treten. Aber wie könnte er in mein Gefängnis gelangen, ohne von den Wächtern entdeckt zu werden?"

Andrea warf einen Blick in dem Zimmer umher. „Ich werde der Wirtin sagen, daß der Kamin einer Ausbesserung oder Reinigung bedürfe," erwiderte sie,

„und daß sie einen Hafner zu Euch senden müsse, ihn zu untersuchen. Unter dieser Verkleidung wird Bruder Fernando in das Haus kommen können, ohne Argwohn zu erregen.“

„Seid Ihr der Wirtin und ihrer Hilfe gewiß?“

„Ich glaube es hoffen zu dürfen. Eure Hoheit wolle mir nur anbefehlen, was ich Bruder Fernando von Euch mitteilen soll.“

„Ich werde ihm einige Zeilen schreiben.“

„Besser wäre es, Eure Hoheit thäte dies nicht,“ sagte Leonhard, „ein jeder Brief kann im unglücklichen Falle zum Verräter werden und alles vernichten.“

„Du hast recht, aber wem wollt Ihr, edle Frau, die mündliche Botschaft übertragen?“

„Ich überbringe sie selbst, gnädiger Herr,“ antwortete Andrea, „wie ich es auch mit dem Briefe gethan haben würde.“

„Ihr selbst,“ sprach Duarte kopfschüttelnd, „aber das kann und darf ich nicht annehmen.“

„O nehmt es an, teurer Herr,“ bat Leonhard, „Andrea denkt wie ich; Ihr macht uns beide stolz und glücklich, wenn Ihr uns gestatten wollt, einen kleinen Teil der Dankesschuld abzutragen, die wir gegen Eure Hoheit haben.“

„Ist Dir nicht bange um Dein Weib, Du unbesonnener Ehemann?“ fragte Duarte. „Du sendest sie einer Gefahr entgegen, deren Tragweite Du kaum zu übersehen vermagst.“

Die Hände der Gatten fanden sich zu langem, verständnisvollem Drucke.

„Der Gott, der sie mir heute nach Tagen banger Sorge wiederschenkte, wird sie beschirmen," erwiderte er, „ihm übergebe ich mein Teuerstes auch jetzt, da es sich darum handelt, Eurer Hoheit einen Dienst zu leisten, der mir versagt ist. Die Bedrängnis unserer Lage fordert auch von den Schwachen Opfer und Verleugnung des eigenen Selbst; so möge denn mein Lieb den Schritt wagen, der vielleicht Eurer Hoheit zum Heile gereicht."

Andrea nickte. „Wenn Eure Fürstliche Gnaden es gestattet, werde ich sogleich zu Mr. Taquet gehen, wie Bruder Fernando sich jetzt nennt."

„Verweilet noch einige Minuten und sagt mir, wie es in Leipheim steht, an das ich oft wie an ein Asyl des Friedens zurückdenke."

„Ganz Leipheim, gnädiger Herr, ist in Trauer, seit sich die Kunde Eures Unglücks verbreitete," sprach Andrea. „Trotz der Eile, in der ich abreiste, wurden mir tausend heiße Segenswünsche und Grüße für Euch mitgegeben, dessen Güte und Milde allen unvergessen ist."

„Und hörtet Ihr einmal von Eurer Freundin, der Frau von Guilerin?" Des Prinzen Stimme klang bedeckt bei diesen Worten.

„Paula schrieb mir unlängst. Der Brief kam aus Graz, wo sie mit ihrem Gemahl den Winter verlebt."

„Es geht ihr gut, wie ich hoffe; sie ist glücklich?"

„Sie sprach sich nicht darüber aus. Das un=

gewohnte Leben in der Stadt scheint sie zu ermüden, auch des Barons Zustand flößt ihr Besorgnisse ein."

Duarte forschte nicht weiter. Hatte er doch kein Recht, einen zu großen Anteil an dem Geschicke Paulas zu verraten!

„Wenn Ihr denn wirklich jene Botschaft an unsere Freunde ausrichten wollt, edle Frau," sprach er endlich, „so übermittelt Fernando de la Houe und Don Pedro de Cueva meinen Dank, wie meine Grüße, sagt ihnen, daß ich mit allem einverstanden sein werde, was sie zu meiner Befreiung im Sinne haben, wenn es ohne Gefahr für ihr eigenes Leben, ihre Sicherheit geschehen kann; daß ich ihnen Vorsicht anempfehle bei allem, was sie vorzunehmen entschlossen sind und sie sich erinnern mögen, daß es meinen Kummer vermehren würde, wüßte ich, daß ihrer Treue nichts als harte Strafe harre."

„Ich werde Euer Hoheit Worte ihnen gewissenhaft wiederholen," antwortete Andrea, „und möge die erhaltene Mahnung die beiden kühnen Männer an zu raschem Vorwärtsstürmen hindern, das ich namentlich von Don Cueva fürchte."

Sie verabschiedete sich von dem Infanten und ging zu der Wirtin hinunter, mit ihr die Kriegslist zu entwerfen, vermöge welcher Mr. Taquet zu dem Gefangenen kommen sollte. Die Hausfrau war leicht zu überreden. Sie stieg hinauf in die Zimmer des Prinzen, um nach kurzem geräuschvoll in der Küche zu verkünden, daß der Kamin droben einen argen Rauch verbreite, daß es unmöglich sei, zur Nacht das

Feuer darin anzuzünden und daß ungesäumt der Hafner oder der Kaminkehrer kommen müsse, damit man das Zimmer wieder erwärmen könne.

Am Schlusse ihrer Erklärung beauftragte sie den jungen Fremdling, flugs in die Domgasse in ein von ihr bezeichnetes Haus zu laufen, um einen der Handwerker zu holen. Weder die Soldaten noch die übrigen Hausgenossen sahen darin ein Arges. Die ersteren nahmen ihren Wächterdienst ohnehin in den letzten Tagen leichter, als zu Anfang, da von den Gefangenen niemand an einen Fluchtversuch zu denken schien. Unangefochten durfte Andrea das Gasthaus verlassen, um durch die engen, winkligen Gassen der Reichsstadt den Weg zu der Wohnung Timotheo Pimentels zu suchen, wo ihre Reisebegleiter ihrer warten wollten.

Sechstes Kapitel.

Der kurze Februartag war bereits im Sinken, als Andrea wieder an die verschlossene Pforte des Hauses zu den „drei Raben" pochte. Einer der Soldaten öffnete den Schieber, um nachzusehen, wer da sei.

„Ah, Du bist es, junger Bursch," rief er, „wer ist der andere, der mit Dir kommt?"

„Das ist ein Hafnergesell, der den Kamin nachsehen will," lautete die Antwort.

Der Soldat betrachtete den vorgeblichen Handwerker, der im Schurzfell und aufgestreiften Ärmeln, ein Gefäß mit Lehm auf der Schulter, geradeswegs von der Arbeit zu kommen schien.

„Du kannst herein," sagte er nach einigem Besinnen, „die Wirtin hat schon zweimal nachgeschaut, wo Du bleibst."

„Er war auf einem Bau und konnte nicht früher fort," erwiderte Andrea statt des Hafners. „Nun aber laßt uns schnell ein; das Warten auf der kalten Gasse ist lästig."

Die Wirtin, durch das Gespräch aufmerksam geworden, kam in diesem Augenblicke herbei.

„Ja, wo steckt Ihr denn, Andres, daß Ihr gar nicht wieder heimfindet?“ rief sie durch den Schieber hinaus. „Habt Ihr den Hafner nicht getroffen? Nun, da ist er ja schon. Mach, daß Du an die Arbeit gehst, Gesell, der Kämmerer hat fortwährend schon verlangt, daß droben Feuer angezündet wird.“

Der Soldat schob den Riegel hinweg, der die Pforte verschloß; Andrea trat, gefolgt von dem Hafner, ein, den die Wirtin hinauf in das Zimmer des Infanten führte.

„Vergebt die Störung, gnädiger Herr,“ sagte sie, vorsichtig um sich schauend, ob jemand in der Nähe sei, der ihre Worte belauschen könne. „Da ist der Hafner, der den Kamin ausbessern will, doch sehet zu, daß die Arbeit nicht zu lange dauert.“

Sie eilte hinweg. Der vermeintliche Hafner stellte seine Lehmschüssel auf den Boden und warf sich dem Infanten zu Füßen.

„Mein gnädigster Prinz!“

Duarte reichte ihm die Hand zum Kusse.

„Ihr seid es, Fernando de la Houe,“ sprach er, „Ihr, dessen Name mir schon lange kein fremder mehr ist und den man mir jetzt als den meines zukünftigen Retters nannte.“

„Ich hoffe es zu werden, wenn Gott mir Gnade schenkt,“ antwortete der feurige Mönch. „Als Eures Schicksals Kunde zu mir drang, litt es mich nirgends mehr. Ich mußte zu Euch, um Euch zu sagen, daß ich kein anderes Ziel mehr kenne, als Euch zu dienen, Euch zu befreien.“

„Wie wollt Ihr es beginnen?“ fragte Duarte schwermütig. „Man wird Euch gesagt haben, daß ich auf Veranlassung des spanischen Königs gefangen bin und daß der Kaiser sein Werkzeug ist.“

„Ich verzage nicht, mein Fürstlicher Herr, daß mir mein Vorhaben gelinge. Und schlägt ein Plan fehl, werden wir einen besseren entwerfen, der mehr Erfolg verheißt. Don Cueva wartet gleich mir mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, für Euch wirken zu können. Er hat die Absicht, mit einer Anzahl von Reitern, die er dazu geworben, den Zug zu überfallen, der Eure Hoheit nach Passau führt.“

„Es wird dies ebenso gefahrvoll als schwierig für ihn sein, denn man wird auf der Seite unserer Feinde keine Vorsichtsmaßregel versäumen.“

„Es ist dies nicht der einzige Plan, den wir ersonnen,“ entgegnete Taquet. „Ein Bote von mir ist an Euren erhabenen Bruder, Dom Joao, abgesandt, um für mich unbeschränkte Vollmacht zu erbitten. Wir werden Bestechungsversuche anwenden müssen und dazu reichen unsere Mittel nicht aus, obwohl ich mit Geld vollkommen versehen bin, um wenigstens vorderhand das Nötige einzuleiten.“

„Nuñez da Costa in Hamburg, durch den ich bisher alle Zahlungen erhielt, wird Euch auf ein Wort von mir geben, was Ihr braucht und wünschet. Ich schreibe sofort an ihn.“

Er setzte sich an den Tisch, einige Zeilen auf ein Papier zu werfen, das er zusammengefaltet dem Mönche übergab.

„Dom Joao,“ bemerkte Fernando, „wird nicht unterlassen, die Vermittelung der Mächte zu Gunsten Eurer Hoheit anzurufen. Auch ich gedenke dies zu thun. Werden alle unsere Anschläge, Euch, gnädigster Herr, gewaltsam zu befreien, vernichtet, gehe ich nach Frankreich, an Richelieu selbst mich zu wenden. Der König Ludwig ist ein Bundesgenosse Portugals; er wird es bleiben, um in der Erhebung dieses Landes Spanien ein Gegengewicht zu bieten. Den Aufstand in Catalonien, der Philipp IV. hinderte, Dom Joao zu bekämpfen, ward von dem Kardinal insgeheim mit Geld und Waffen unterstützt. Richelieu wird mich anhören; ich habe Freunde und Gönner, wie überall, auch in Paris, die mir die Thüren öffnen werden.“

Seine Gestalt hatte sich gehoben, seine Augen blitzten; Duarte schaute mit Wohlwollen auf den energischen Mann.

„Ich sehe, daß meine Sache in den besten Händen liegt,“ sprach er. „Nur eines noch ist zu verabreden: wie ich mit Euch in ununterbrochener Verbindung bleibe.“

„Wo Eure Hoheit sich befindet, werde ich in der Nähe sein,“ erwiderte Fernando. „Gelegenheit, einen Brief zu befördern, wird sich stets ergeben. Ich rechne zunächst auf die Gemahlin Eures Sekretärs, die heute schon eine Probe ihrer Geschicklichkeit und ihres Eifers für Euch ablegte. Und ist sie nicht imstande, uns zu helfen, werden andere sich finden, die nicht in Spaniens, noch in des Kaisers Solde stehen.

Ich traf, während ich die Welt durchzog, stets Menschen, die mir nützten; ich werde auch diesmal unablässig darum werben."

„Ihr taugtet mit Eurem stürmischen Mute besser zum Kriegsmann, als zum Klosterbruder," lächelte der Prinz. „Wie mochtet Ihr jenen Beruf des Friedens Euch erwählen?"

„Ich wählte ihn nicht, Hoheit; hätte es wohl schwerlich gethan. Man steckte mich in die Kutte, als ich kaum herangewachsen war, und es behagte mir nicht lange in der engen Zelle. Ich ließ mich zur Bekehrung der Heiden bald da, bald dorthin schicken und habe im Kampfe mit den Wilden das Schwert, das ich verborgen unter der Kleidung trug, mehr als einmal gezogen. Ich diene dem Herrn auf meine Weise und flehe täglich zu ihm, daß er mich würdigen möge, eine wahrhaft gute That zu vollbringen. Er zeigte mir den Weg zu Euch. Ich habe nicht umsonst gelebt, wenn es mir gelang, Euch, edler Prinz, Eurem Lande, Euren Angehörigen wiederzuschenken."

Der erregte Mönch hatte zum zweiten Male sein Knie vor dem Fürsten gebeugt und drückte seine Lippen auf das Gewand desselben. Da wurde die Thür heftig aufgerissen; hochrot vor Schrecken stürzte die Wirtin herein.

„Fort, fort," zischelte sie, „der Spanier ist im Hause und wird gleich oben sein. Heilige Jungfrau, wo verberge ich Euch?"

Fernando erhob sich kaltblütig von seinen Knieen und nahm seinen Platz vor dem Kamine ein.

„Lasset ihn doch kommen, Frau Wirtin," sagte er in deutscher Sprache, die nur einem sehr aufmerksamen Ohre den Ausländer verriet. „Ich bin eben mit meiner Arbeit noch nicht fertig. Schmäht nur tüchtig auf den Saumseligen, der so viel Zeit dazu gebraucht."

Er warf ohne Umstände die in dem Kamine vorhandene Asche auf den Boden des Zimmers und begann mit vielem Gepolter an dem Rauchfange zu hantieren. Duarte flüchtete vor den aufsteigenden Staubwolken in seine Schlafkammer, deren Thür er kaum geschlossen hatte, als Navarro eintrat.

„Was treibst Du hier?" herrschte er den verkleideten Hafner an. „Wo ist der Prinz?"

Fernando warf eine weitere Menge Ruß aus dem Kamine; seine Züge hatten einen blöden Ausdruck angenommen; er starrte den Frager wortlos an.

„Hast Du nicht verstanden?" fuhr Navarro fort. „Wer hat Dir geheißen hierherzukommen?"

„Es kam einer, mich zu holen, weil der Kamin rauchte," sagte Fernando, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen. „Wer es war, weiß ich nicht."

Eine neue Rußwolke stieg empor, daß der Geheimschreiber fluchend zurückwich.

„Du packst Dich augenblicklich fort," befahl er, „ob der Kamin raucht, ob nicht, ist gleichgültig. Ohne meine Erlaubnis darf niemand diese Zimmer, noch das Haus betreten."

„Soll ich das hier liegen lassen?" fragte Fernando, auf die gehäufte Asche und den Ruß deutend.

„So nimm es in des Teufels Namen mit und mach, daß Du hinauskommst. — Frau Neumair," rief er in den Hausgang hinunter, „kommt einmal herauf."

Die Wirtin erschien; sie hatte sich von ihrem Schrecken erholt und stand verteidigungsbereit vor dem Gefürchteten.

„Wer hat Euch erlaubt, fremde Männer in Euer Haus zu rufen?" sprach Navarro strenge. „Wisset Ihr, daß Ihr und alle, die zu Euch gehören, dafür Strafe verdient habt?"

„Das wußte ich nicht, Euer Gnaden," antwortete Frau Neumair uneingeschüchtert. „Der Kamin war voller Ruß; soll ich mir denn das Haus aufbrennen lassen, bloß weil Ihr nicht zugegen waret? Die Balken waren schon heiß."

„Weder Ihr, noch Euer Mann seid befugt, ohne meine Genehmigung auch nur einen Menschen aus- noch einzulassen. Geschieht es trotzdem, seid Ihr Eures Hab und Gutes verlustig. Ihr haftet für die Gefangenen, die in Eurem Hause sind; entdecke ich, daß Ihr zu ihnen haltet, oder ihnen irgend einen Vorschub leistet, lasse ich Euch in Eisen legen. Wer ist der Mann, den Ihr da angestellt habt?"

„Das ist der Hafnergesell, Franz Buchner, aus der Domgasse, der schon seit zwei Jahren für uns arbeitet," sagte die Wirtin, angesichts der neuen Drohung etwas kleinlauter als zuvor.

Navarro beobachtete einige Minuten den Handwerker, der mit seiner Kelle den Lehm an die Hinter-

wand des Kamines schlug. Sein Gebaren war so natürlich, die Handgriffe so geschickt, daß sein Mißtrauen zu schwinden begann. Das einfältige Gesicht mit den halb zugekniffenen Augen, dem nichtssagenden Lächeln schien ihm ungefährlich; es mochte sich in der That so verhalten, wie die Wirtin behauptete.

„Ihr könnt Eure Hafnerarbeiten in einigen Tagen in größerer Ruhe fortsetzen lassen, Frau Neumair,“ sagte er. „Am 14. ist Euer Haus frei von allen Gästen; bis dahin habt Ihr jedoch unwiderruflich meinen Befehlen Euch zu unterwerfen.“

Fernando hatte währenddessen seine Sachen zusammengepackt und auf die Schulter geladen.

„Der Kamin ist fertig, Frau Wirtin,“ sprach er, „gebt mir meinen Lohn, so will ich gehen; habe noch bei dem Meister zu arbeiten.“

Die Wirtin griff in die Seitentasche und reichte ihm ein Geldstück hin, das der Hafner in seinen Kittel schob. Dann verließ er schleppenden Ganges das Zimmer.

Navarro war gewohnt, die sämtlichen Räume des Hauses von Zeit zu Zeit einer genauen Prüfung zu unterwerfen; er vollzog diese heute mit noch größerer Gründlichkeit als sonst. Sorglich untersuchte er die Fenster der Gefangenen, die Schlösser und Riegel der Thüren, um sich zu überzeugen, daß sie noch in dem gleichen Zustande wie bisher, und postierte an alle Zugänge, außer den schon vorhandenen, neue Wächter.

Schon war er im Begriffe, die Treppe wieder

hinabzusteigen, als er sich erinnerte, eine der Kammern noch vergessen zu haben; schnell entschlossen eilte er zurück, die Thür derselben aufzustoßen. Betroffen blieb er auf der Schwelle stehen; statt Leonhard Koscielskis, den er hier zu finden meinte, sah er ein junges, schönes Weib vor sich, das beschäftigt war, sein langhin wallendes blondes Haar zu kämmen und bei dem Anblicke des Fremden mit einem leisen Schrei in eine Ecke der halbdunklen Kammer entfloh.

„Erschreckt nicht,“ sagte der Geheimschreiber in etwas milderem Tone, als er sonst zu sprechen pflegte, „ich irrte mich in der Thür, wie ich sehe. Wer seid Ihr und wie kommt Ihr hierher?“

Andrea trat zögernd näher, vor dem Blicke, der aus den tiefliegenden Augen des Spaniers auf sie fiel, ihre entblößten Schultern mit dem goldenen Mantel ihres gelösten Haares verhüllend.

„Ihr kennt mich, Don Navarro,“ sprach sie mit klarer Stimme, „so wie ich Euch aus meines Vaters Hause kenne. Erinnert Ihr Euch Andrea Hekkings nicht mehr?“

Das scharfgezeichnete Antlitz Navarros nahm den Ausdruck grenzenlosen Staunens an.

„Ihr,“ entgegnete er langsam, „Aloys Hekkings Tochter finde ich an diesem Orte? Wohl kenne ich Euch wieder, die ich zuletzt im Stadthause bei der Verhandlung gegen den Vater Eures Geliebten sah. Kurze Zeit darauf waret Ihr mit ihm entflohen.“

„Ich entfloh nicht,“ antwortete Andrea fest. „Die Eltern wiesen mich aus ihrem Hause, weil ich

meinem verlobten Bräutigam die Treue halten wollte, die ich ihm geschworen. Ich hatte keine Wahl, als mit ihm zu gehen, da mich mein Vater und meine Mutter als Leonhard Koscielskis Braut nicht ferner bei sich dulden wollten."

„Und so zieht Ihr jetzt mit ihm durch die Lande, nicht wissend, wo Ihr morgen Euer Haupt hinlegt, in fessselloser Liebe ihm zu eigen, Ihr, das verwöhnte Kind hochangesehener Eltern?"

„Ihr irrt Euch, wenn Ihr solches voraussetzt, Don Navarro. Ich bin Leonhards rechtmäßig angetrautes Weib und es wäre meine Pflicht, ihm zu folgen, auch wenn mein Herz mich nicht zu ihm zöge."

„Ihr habt einen üblen Tausch gemacht, als Ihr Eure Heimat, Eure Angehörigen für ihn dahingabt. Ist dies ein Los, das Eurer würdig wäre?"

„Es ist uns nicht gegeben, das Unglück vorauszusehen, welches die von uns geliebten Menschen trifft, und wir sind gebunden, dann mit um so größerer Treue bei ihnen auszuharren."

„Nicht, wenn die allgemeine Stimme ihnen die Achtung versagte, die sie bisher genossen," erwiderte der Spanier.

„Die Stimme der Welt haben wir geringe zu schätzen, wenn sie gedankenlos und ungerecht den Schuldlosen verdammte," war die ruhige Antwort, „uns selbst aber hätten wir auf das tiefste zu verachten, wenn wir, um äußere Vorteile nicht einzubüßen, in jenes Urteil einstimmten."

Navarro schwieg; er betrachtete die Sprecherin nicht ohne Teilnahme.

„Ich kannte Euch, seit Ihr ein heranblühendes Kind waret," sagte er, „Euer Vater hat mir mancherlei Freundschaft erwiesen. Es muß mich mit Bedauern erfüllen, eine Gesinnung bei Euch zu treffen, die gleichbedeutend mit Eurem Untergange ist. Verlasset dieses Haus, Andrea Hekking. Ich will Euch zu Euren Eltern zurückbringen; die Gnade meiner Herrin, der Kaiserin, wird Euch Fürsprecherin sein. Der reuigen Tochter werden sich die Herzen der Euren von neuem öffnen und Ihr seid vor dem sicheren Verderben gerettet."

„Ich danke Euch Euer Erbieten, Don Navarro," sprach Andrea, „doch ich kann es nicht annehmen; mein Weg wird sich von dem Leonhards nicht trennen."

„Und wisset Ihr, daß es in meiner Macht steht, Euch sofort von ihm zu scheiden?" fragte Navarro. „Die Oberaufsicht über den Prinzen von Braganza und sein Gefolge wurde mir von Seiner Majestät übertragen, und niemand darf ohne besondere Ermächtigung zu den Gefangenen Zutritt erhalten. Ihr seid, ich forsche nicht, auf welche Weise, eingedrungen, aber es bedarf nur eines Wortes von mir und Ihr müsset auf der Stelle wieder gehen."

Die großen klaren Augen der jungen Frau trafen die seinen, wie ungläubig ob des Gehörten.

„Ihr werdet dieses Wort nicht sprechen," sagte Andrea entschieden.

„Glaubt Ihr mich daran zu hindern, unbesonnenes Kind?“

„Nicht ich. Der Rittersinn, der Euch innewohnt, wird es verbieten. Ihr seid, ich weiß nicht aus welchem Grunde, unseres Gebieters Gegner, doch Ihr kämpfet mit Frauen nicht.“

Dem redegewandten Spanier schien eine Erwiderung auf die Worte zu fehlen. Er fühlte, daß er das großmütige Zutrauen wenig verdiene, aber er scheute sich, durch die Verwirklichung des ihr Angedrohten es einzugestehen, daß Rittersinn und Edelmut ihn kaum jemals bei seinen Handlungen leiteten.

„Ihr könnt mich von meinem Manne trennen,“ fuhr Andrea fort, „und ich würde Euch gehorchen müssen. Weshalb soll ich es Euch verschweigen, daß ich unter fremdem Namen, fremdem Gewande mich in dieses Haus schlich, um bei ihm zu sein, den ich, wie am Tage unseres Verlöbnisses, und mehr noch liebe? Ich bin erst seit heute morgen hier und hoffte unentdeckt noch länger bleiben zu können; Ihr fandet mich, als ich es kaum vermutete, doch obwohl Ihr ein Recht besäßet, mich für meine Übertretung hart anzulassen, hattet Ihr ein warmes Wort für die Tochter des Mannes, den Ihr Euren Freund nennt. Und Aloys Hekkings Tochter fleht zu Euch: lasset mich bei ihm, der jetzt Euer Gefangener ist, lasset sein Los mich teilen, das, wie es auch falle, das meine wird, und ich werde Euch danken, wie ich der Wohlthat eines Schützers danken müßte.“

„Das Los Eures Gatten ist unentschieden, wie

das des Mannes, dem er dient. Es könnte Euch die Kraft gebrechen, es mit ihm zu tragen."

„Ich werde die Kraft haben. Was mir auch bevorstände, es wird mir leichter sein, als die Trennung von ihm."

Der Geheimschreiber zauderte. Abermals weilten seine Blicke auf ihrem schönen Angesicht, und abermals fühlte Andrea bei diesem heißen, begehrlichen Blicke eine instinktive Furcht.

„Bleibt," sagte er endlich, sich kurz abwendend. „Ihr gehört zur Dienerschaft des Prinzen; es braucht niemand Euren wahren Namen zu wissen."

* * *

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Kaiser wohnte mit seiner ganzen Umgebung dem Gottesdienste im Dome bei.

Mehr als zuvor noch suchte er in den Tröstungen der Religion den Frieden seiner Seele zu finden, die Stürme zu beschwichtigen, die mit der Entscheidung über Duartes Schicksal unablässig in ihm tobten.

Auf der Kanzel stand Fray Timotheo Ciabra Pimentel, den die Majestäten vorzugsweise hörten, und hielt in flammender Rede die versammelten Andächtigen gefesselt. Er hatte seiner Predigt das zwölfte Kapitel der Apostelgeschichte zu Grunde gelegt, die Gefangennahme Petri durch Herodes.

„Um dieselbige Zeit legte der König Herodes die Hände an etliche von der Gemeine, um sie zu peinigen.

„Er tötete aber Jakobum, Johannes Bruder, mit dem Schwert, und als er sahe, daß es den Juden gefiel, fuhr er fort und fing Petrum auch.

„Es war ein Schuldloser, den der Herrscher opferte, um seinen Unterthanen zu gefallen," rief der Priester, „und Gottes Zorn traf ihn dafür mit Qualen des Gewissens und schwerer Krankheitsnot. So auch fand Pilatus keine Ruhe, als er aus Furcht um seine eigene Sicherheit den Gottessohn seinen Henkern überantwortete, und sein Name, wie der Herodes, wird von fernen Geschlechtern als der der Ungerechten genannt. Denn das unschuldig vergossene Blut schreit zum Himmel und seine Klage dringt zum Throne dessen, der ein Rächer ihm zu sein verspricht und dessen Arm den Hohen, wie den Niederen trifft.

„Brüder, die Ihr Christi Kreuz auf Euch genommen, denket, daß Ihr Eure Seele vor ungerechter That bewahret, wie Eure Hände vor unschuldig vergossenem Blute. Denket, daß Ihr handelt, wie Herodes that, wenn Ihr ihn mit Gewalt verfolgt, der makellos unter Euch wandelte und dem Ihr keine Schuld, noch Fehle nachweisen könnt. Denket, daß Ihr handelt wie Pilatus, wenn Ihr ihn verratet, aus Furcht vor dem Mächtigen, der Euch Schaden zufügen möchte. Denket, daß der allmächtige Gott, vor dem tausend Jahre wie ein Tag, der gestern vergangen, an Euren Kindern und Kindeskindern Eure Sünde rächen kann, daß Ihr ihnen,

die Ihr zumeist liebt, Eurer Unthat Fluch mit in das erwachende Leben gebt.

„Du aber, Herr, der über uns ist, der Du unserer Thaten, unserer verborgensten Gedanken Richter bist, lenke unsere Herzen und Sinne, daß wir nicht in die Fallstricke des Bösen verfallen, daß wir Milde und Barmherzigkeit auch am Feinde üben, daß wir aber Gerechtigkeit für alle haben, die wir unsere Nächsten heißen.

„Wie Du Petrus Deinen Engel sandtest, sende einen Engel in die Kerker derer, die unschuldig leiden; lasse ihn an die verschlossene Pforte pochen, daß sie dem Beraubten sich wieder öffne, lasse ihn an die Herzen derer pochen, die sich dem Unglücklichen abwendeten, daß sie ihres Gottes Odem spüren und der bittere Groll aus ihnen weiche. Dein geheiligt Wort sei ihnen Leuchte und lasse sie, frei von Menschenfurcht, das Rechte finden, dem Bedrängten zum Schutze, den Gottseligen zur Freude, ihnen selbst zum Segen, der in weite Zukunft reicht."

* *
*

Der Gottesdienst war beendet, die Menge strömte in das Freie, um auf dem Platze vor dem Dome ihre Gedanken über die vernommene Predigt auszutauschen, deren Inhalt wohl von keinem einzigen der Hörer mißverstanden worden.

An der Kirchthür stand der Hauptmann von Cueva, den Priester erwartend, der soeben

unter dem Portale erschien. „Ihr habt Eure Sache heute brav gemacht, Fray Timotheo,“ sprach er, ihm die Hand schüttelnd. „Nehmt meinen Dank dafür und aller derer, die an meinem Prinzen hängen. Jedes Eurer Worte war wie aus meinem Herzen entsprungen.“

Die Äußerung war laut genug, um die Aufmerksamkeit einiger in der Nähe befindlicher Personen zu erwecken, die unwillkürlich aufhorchten.

„Ich wäre dem Herrn dankbar,“ erwiderte der Karmeliter, „wenn er meinen geringen Worten die Kraft gäbe, auf die Herzen derer zu wirken, welche über das Schicksal desjenigen zu bestimmen haben, an welchen wir beide denken.“

„Es kann nicht anders sein; des wollen wir beide uns getrösten,“ sagte Cueva. „So hart ist kein Sinn, daß er nicht endlich sich der besseren Einsicht bekehre, und dazu hilft der Freimut, wie Ihr ihn heute bewiesen.“

Ein Unbekannter, der die beiden Männer scharf beobachtete, mischte sich in das Gespräch.

„Mit Verlaub, Ihr Herren, von wem redet Ihr?“

Fray Timotheo gab seinem Freunde ein Zeichen, das dieser nicht beachtete.

„Von dem Prinzen von Braganza sprechen wir,“ antwortete er unbeirrt, „den man wider alles Recht und Gesetz gefangen nahm.“

„Ah, von diesem,“ entgegnete der Fremde, „ich hörte bereits zu Augsburg davon. Ein wackerer

Herr soll er sein, des Mitleids aller würdig, die ihn kennen."

„Das meine ich auch," sprach Don Pedro kurz, „und jetzt, da ich Euch Auskunft gab, können wir wohl weiter gehen."

„Vielleicht vermögt Ihr mir noch zu sagen, ob man den edlen Prinzen bald wieder in Freiheit setzen wird," bemerkte der Unbekannte geschmeidig.

„Das steht bei dem Kaiser und seinen Ratgebern. Wir wissen es nicht. Ginge es nach mir, er wäre schon heute draußen."

Er wandte sich ab und schritt mit dem Priester zu dem nahe gelegenen Hause desselben, wo er François Taquet treffen wollte, um mit ihm den Plan zu der Rettung Duartes zu entwerfen.

„Ihr hättet Euch so offen vor dem fremden Manne nicht äußern sollen, Pedro," begann Fray Timotheo, als sie in die menschenleere Seitengasse einbogen. „Er sah nicht aus, wie einer, dem man Vertrauen schenken könnte."

„Mir war das Herz noch voll von Eurer herrlichen Predigt, Pater," versetzte Cueva, „ich mußte so sprechen, gleichviel, wer es hörte. Und mögen es doch recht viele hören; je lauter werden unsere Stimmen zum Kaiser dringen, ihn zur Einsicht zu mahnen. Doch da ist François-Fernando. Lasset uns sehen, was er inzwischen ausgerichtet hat."

Fernando begrüßte die Gefährten und begab sich mit ihnen in die Bibliothek seines Gastfreundes, deren Thür er hinter sich verschloß.

„Ich war im Dome, mein Bruder," sagte er zu Timotheo, „und verfolgte den Eindruck Eurer Rede. Geben wir uns keinem falschen Wahne hin. Das Volk und einen großen Teil der übrigen Versammlung habt Ihr gewonnen, den Kaiser nicht. Ich behielt die Gesichter derer im Auge, die um ihn sind; Euer kräftig Wort von heut wird Euch von ihnen nicht verziehen."

„Ich hatte mich nicht vorbereitet," entgegnete Timotheo. „Es riß mich fort, als ich dem Kaiser mich gegenüber sah. Der Geist des Herrn war über mir und er gab mir ein, was ich zu sagen hatte."

„Ihr thatet, wie ein Mann von Ehre und Gewissenhaftigkeit thun soll, wenn er vor dem Tyrannen steht," fiel Cueva ein. „Und wenn Ihr es auch leugnet, Taquet, Ferdinand wird über die Rede nachdenken."

„Ich hoffe von dieser Seite nichts mehr, seit ich den finsteren Blick der Kaiserin bemerkte, der sich auf ihn heftete, als er eine größere Teilnahme an Eurer Predigt verriet. Sie leitet Ferdinand und wird selbst von ihren Höflingen geleitet, deren tückische Mienen es deutlich kennzeichneten, daß sie zu einem neuen Kampfe mit dem schwachen Kaiser sofort die Hand bieten werden."

„Demnach sind wir auf uns allein angewiesen, wenn wir unserem teuren Herrn helfen wollen," sprach Cueva. „Ihr habt ihn gestern gesehen, Taquet; ist er bereit, auf Eure Vorschläge einzu-

gehen? Und wann soll der Plan zur Ausführung kommen?"

„Auf dem Wege nach Passau, in dem ersten Nachtquartier, das sie mit dem Prinzen nehmen. Wir werden das Haus überfallen, in welchem Dom Duarte sich befindet, und wenn es nicht anders geht, Navarro und die Wächter niedermachen. Habt Ihr die genügende Anzahl Reiter geworben?"

„Ich habe fünfzig Mann bestellt, die bereit sind, mit mir in die Hölle zu gehen. Die Mehrzahl von ihnen hat unter dem Prinzen gedient."

„Gut denn; wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich werde mich gegen Abend als Bettler verkleidet in das Gasthaus zu den „drei Raben" schleichen und trachten, daß ich Frau von Koscielski spreche."

„Den Gang nähme ich Euch gerne ab," meinte Don Pedro.

„Ich zweifle daran nicht," lachte Fernando, „doch für eine Mummerei taugt Ihr nicht."

„Da habt Ihr recht; Ihr bringt es besser fertig. Kaum traute ich gestern meinen Augen, als ich Euren Hafnergesellen sah."

Die weiße wohlgepflegte Hand des Flamländers strich das dunkle Haar zurück, das sich über der geistvollen Stirn kräuselte. „Für eine gute Sache müssen alle Mittel dienen," sagte er, „und eine solche ist die mir jetzt überwiesene. Ich werde Frau Andrea von unserem Vorhaben unterrichten und ihr, wenn ich es möglich machen kann, einige gute Dolche zustecken, damit ihr Mann und seine Genossen nicht

waffenlos seien. Soll ich ihr Eure Ehrfurcht zu Füßen legen, Pedro?"

„Ja, spottet mein nur, Ihr weltfroher Klosterbruder," sagte der Hauptmann. „Waret selbst nicht zufrieden, als die Reise mit ihr zu Ende ging. Timotheo, nehmt ihn nur in die Beichte, wenn er wiederkehrt. Man kann nicht wissen, ob es nicht zu seinem Heile frommt."

Siebentes Kapitel.

Fernando hatte mit seiner Vermutung, daß die Predigt Fray Timotheos bei Hofe den höchsten Unwillen erregt, nur zu wahr gesprochen. Die spanische Partei war in Sorge, daß die beredten Worte dennoch auf den Kaiser von Einfluß sein könnten, die Kaiserin tadelte in scharfer Weise den Freimut des Priesters, der sich bisher ihrer Gunst erfreut hatte.

„Könnt Ihr es dulden, mein Gemahl,“ rief sie, „daß einer Eurer Unterthanen es wagt, Eure wohl überlegten Handlungen öffentlich vor allem Volke zu rügen? Daß er in greifbarer Weise Euch mit Herodes und Pilatus vergleicht, den Fluch Eurer vorgeblichen Sünde auf Euch und Eure Kinder herabbeschwört? Wollt Ihr ruhig zusehen, wie man Euer Volk mit solchen Reden gegen Euch aufwiegelt, und den Frechen nicht strafen, der solches unternimmt? Vor der Kirchthür rotteten sich die Menschen zusammen, wurde mir berichtet, und ein Offizier von Braganzas Regimente sprach offene Empörung gegen Euch aus.“

„Wisset Ihr das genau, Maria?“ fragte Ferdinand. „Viele Reden werden geführt, ohne daß die Worte die geringste Bedeutung haben.“

„Einer meiner Diener, auf dessen Redlichkeit ich mich verlassen kann, hat es mit eigenen Ohren gehört und als er den Offizier anredete, die Bestätigung aus seinem Munde erhalten. Er folgte unbemerkt ihm bis an das Haus des Karmeliters und hat in Erfahrung gebracht, daß jener dort mit einem anderen Fremden Wohnung genommen, dessen Namen niemand weiß. Lasset das Haus bewachen, mein Gemahl, oder besser noch, die Aufrührer verhaften, bevor es zu spät ist.“

Der Kaiser wandte erregt eine vergoldete Schale auf dem Tische hin und her. „Es soll geschehen,“ sagte er unwirsch. „Ich sehe ein, daß unzeitige Nachsicht nicht mehr am Platze ist.“

Dem Monarchen erging es, wie der Mehrzahl schwacher Menschen. Die Anklagen des Gewissens verwandelten sich ihm zur Gereiztheit gegen den Urheber derselben, die Mahnungen, die er noch immer in betreff Duartes empfing, wurden ihm mit jedem Tage lästiger und dienten dazu, in ihm den letzten Rest der Teilnahme zu ertöten, den er, trotz alledem, für den einstigen Waffengefährten gehegt hatte.

Noch an demselben Tage wurde Don Cueva verhaftet und in das Gefängnis geführt, einem seiner Soldaten gelang es, Fray Timotheo und Fernando zu warnen; beide wußten, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstände, wenn sie noch länger in der

Stadt blieben, und daß ihnen damit jede Möglichkeit geraubt werde, für den Prinzen zu wirken.

Fernando war verwegen genug, angesichts der eigenen Gefahr, noch einmal in das Haus zu dringen, welches die Gefangenen barg, und durch Andrea jene von dem neuen Gewaltakte zu unterrichten.

„Ich bange für den Freund, der uns die festeste Stütze hätte sein können," sprach er zu der bestürzten Frau. „Ein Menschenleben wiegt nicht schwer in dieser herben Zeit und unsere Feinde schrecken, wie mir dünkt, vor keinem Mittel mehr zurück, ihre dunklen Ziele zu erreichen. Teilt es dem Prinzen schonend mit, was aus Pedro geworden, und hört Ihr, daß er seiner Festigkeit, seinem Freimute zum Opfer fiel, so weiht dem edlen Manne jenes schwesterliche Gedenken, das ihn so hoch beglückte."

„Ich wollte, daß Ihr zu düster sähet," antwortete Andrea traurig, „aber auch ich fürchte, daß die Zahl unserer Gegner im Wachsen ist und ihr Haß keine Grenzen kennt. Schon geht hier im Hause das Gerücht, daß man dem Prinzen seinen Beichtvater nehmen wolle, an dem er mit ganzer Seele hängt und dessen frommer Zuspruch ihn in seiner Prüfung oftmals tröstete. Sagt mir, kann man so grausam sein?"

„Sonder Zweifel," entgegnete der Mönch gelassen, „der Mensch in seinem Hasse ist erfinderischer in Qualen, als das Tier, über welchem er sich hoch erhaben rühmt. — Doch ob sie alle an uns wollen, verliert den Mut nicht, teure Frau. Noch leben wir

anderen, die unserem Herrn Treue bis an das Ende schwuren; noch werde ich nicht daran verzweifeln, daß mein Mühen und Ringen endlich einen Erfolg zeitigt. Ich werde nicht ruhen, bis ich die Fürsten Europas für den Infanten gewonnen; auf eine oder die andere Weise werden sie sich bereit finden lassen, ihm beizustehen."

Die unerschütterliche Zuversicht des energischen Mannes konnte ihres Eindrucks auch auf Andreas bedrücktes Gemüt nicht ermangeln; sie reichte ihm die Hand.

„Wie not ein Freund, wie Ihr, uns thut, erkannte ich nie deutlicher, als jetzt," sprach sie. „Ihr seid es, der uns neue Hoffnung lehrt, wenn alles um uns her zu wanken droht. Könnten wir in Eurem Werke Euch helfen, aber ach! uns sind die Hände gebunden; wir können nichts, als dulden und ausharren."

„Die Zeit wird kommen, da auch Ihr unserer Sache nützen werdet. Vorderhand ist es besser, Ihr und die Umgebung des Prinzen haltet Euch in allem zurück, um nicht den Argwohn seiner Hüter und ihrer Oberen zu erwecken. Erwähntet Ihr zuvor nicht, daß Navarro Euch kennt?"

„Er ging im Hause meiner Eltern aus und ein," antwortete Andrea. „Die Erinnerung daran bewog ihn, mir gütiger zu begegnen, als er es sonst wohl gethan hätte."

„Suchet seine gute Stimmung Euch zu wahren, damit er Euch einige Freiheit gönne. Ihr seid die

einzige Person, durch die meine Briefe und sonstigen Mitteilungen an den Prinzen gelangen können, ebenso die seines Bruders Dom Joaos. Verlieren wir Euch, ist uns die Verbindung mit den Gefangenen verschlossen."

Das Gespräch fand in einer Kammer neben der Küche statt, wohin Andrea dem in ein Bettlergewand gehüllten Klosterbruder eine Schüssel Essen gebracht hatte. Die Wirtin ließ sie gewähren, als sie am Morgen gesehen, daß Navarro bei Gelegenheit seines Besuches beinahe zuvorkommend mit der Gattin des Gefangenen gesprochen. So mochte sie denn auf ihre eigene Verantwortung hin thun, was sie für gut befand. Sie selbst zog es vor, aus dem Spiele zu bleiben, um nicht ihre Sicherheit und die ihrer Familie zu gefährden.

Andrea öffnete die Thür, die nach dem Vorplatze führte, um sich zu überzeugen, daß außer dem Soldaten, der die Pforte bewachte, niemand in der Nähe sei.

„Es ist besser, Ihr geht, Bruder Fernando," flüsterte sie, „Don Navarros Kommen ist niemals vorauszusehen, und trifft er Euch, würde er Euch nicht wie gestern ungehindert aus dem Hause lassen. — Sagt, ob wir in Passau von Euch hören werden."

„Ich werde dort sein, wenn ich von meiner Reise zurückkehre," erwiderte Taquet. „Wohin ich mich zunächst wende, ist noch nicht entschieden und hängt von König Joaos Befehlen ab. Erstaunet nicht, wenn Ihr mich unter den seltsamsten Ge-

stalten treffen werdet. Das Kreuz hier, das ich Euch zeigen werde, soll das Erkennungszeichen für mich sein, das Losungswort des Infanten Heimatsort ‚Viçosa‘.“

Er ging, ohne im geringsten seinen Schritt zu beschleunigen, durch den Vorplatz zu der Pforte.

„Macht das Thor auf, guter Mann,“ sagte er unbefangen. „Gegessen habe ich, erwärmt bin ich auch. Nun muß ich mir ein Nachtlager suchen, da die Frau Wirtin mich hier nicht leiden mag.“

„Für Bettelvolk ist jetzt kein Raum,“ brummte der Soldat, „wir liegen selbst nur auf der Streu; das Haus ist voll.“

„Ja, früher hatte ich hier bessere Tage,“ sprach der Bettler, während sich langsam der Schlüssel drehte. „Wenn Ihr nur erst fort seid, will ich wieder anfragen.“

Die Pforte fiel hinter ihm zu; er eilte davon, um außerhalb der Stadt mit Timotheo Pimentel zusammenzutreffen.

* * *

Die Überführung Dom Duartes nach Passau fand wenige Tage später statt. Oberst Schenk war zum Befehlshaber der die Gefangenen begleitenden Scharfschützen ernannt; Navarro jedoch ließ es sich nicht nehmen, die Reise mitzumachen, um sich zu überzeugen, daß keine der von ihm angeordneten Sicherheitsmaßregeln versäumt werde. Des Prinzen

Schicksal rief allerorten ein in seinen Augen sehr überflüssiges Mitleid hervor; der Geheimschreiber war geneigt, in jedem, der mit dem Infanten in noch so entfernte Berührung kam, einen Verräter zu argwöhnen.

Man kam am sechzehnten Februar in Passau an, um dort, wie zuvor in Regensburg, in einem Gasthause Wohnung zu nehmen. Navarro ließ sogleich, nachdem er die verschiedenen Räumlichkeiten besichtigt hatte, die Fenster vergittern und den zweiten Ausgang des Hauses vermauern, den Besitzern aber ankündigen, daß sie ihr Eigentum bis auf weiteres nicht betreten dürften.

Er war mit seinen Verfügungen noch nicht zum Ende gelangt, als ihm sehr überraschend der Besuch des Gouverneurs von Passau, Obersten Rublenders, und des Baron Rumstall gemeldet wurde.

„Ihr kommt mir zuvor, sehr werte Herren," sprach er, sie begrüßend. „Mein schwierig und verantwortliches Amt verhinderte mich bisher, meine Ankunft Euch, Herr Gouverneur, anzuzeigen, doch wäre es vor Abend noch geschehen."

„Dieses schwierige Amt Euch zu erleichtern, edler Don," versetzte Oberst Rublender, „seht Ihr uns hier. Seine Kaiserliche Hoheit, Erzherzog Leopold, dessen Oberherrschaft Passau untersteht, sendet uns, den erlauchten Prinzen Eduard von Braganza in seinem Namen zu begrüßen und ihm zur Wohnung die erzbischöfliche Residenz anzutragen, da das Haus, in welchem er sich gegen-

wärtig befindet, nach keiner Richtung seinem Range würdig und angemessen ist."

Navarros Züge drückten unverhohlenes Staunen aus. „Seine Kaiserliche Hoheit ist ungemein gnädig," bemerkte er kühl, „doch bin ich gezwungen, entsprechend den Befehlen meines erhabenen Herrn, des Kaisers, zu handeln, der mir die Bewachung Dom Duartes übertrug und der mit einem Wechsel seines Gefängnisses kaum einverstanden wäre."

„Da irrt Ihr Euch," erwiderte der Gouverneur, ein Papier aus der Tasche ziehend, das er vor Navarro auseinanderbreitete. „Vor einer halben Stunde langte aus Regensburg ein Reitender an, der mir und Baron Rumstall die Vollmacht Seiner Kaiserlichen Hoheit überbrachte, den Prinzen von Braganza in seiner getreuen Stadt mit den einem Fürsten gebührenden Ehren zu empfangen und ihn mit allem zu versehen, dessen er bedürfen würde. Die Gegenzeichnung ist von Seiner Majestät, dem Kaiser, bei dem Erzherzog Leopold sich offenbar verwendete. Wollet Euch selbst versichern, daß darüber kein Zweifel walte."

Navarro ersah mit großem Mißvergnügen aus dem ihm überreichten Dokumente, daß sein Widerstand in diesem Falle nutzlos sei. Erzherzog Leopold Wilhelm, dessen Fürsprache bei dem Kaiser die Befreiung des Infanten nicht zu erwirken vermocht, hatte es wenigstens durchgesetzt, daß man ihm nicht neue Kränkungen zufüge, indem man die seinem Range schuldigen Rücksichten fallen ließ. Seine Be-

fehle an sämtliche Behörden Passaus gingen dahin, den Prinzen nicht als Gefangenen, sondern als Gast zu behandeln und seine Haft nach keiner Richtung hin ihm zu erschweren.

Navarro faltete das Dokument mit ungeduldigem Griffe zusammen und gab es dem Gouverneur zurück. „Seine Kaiserliche Hoheit," sprach er, „hat in dieser Stadt zu gebieten; ich habe mich zu fügen und es kann mir dies keinen Verdruß bereiten, da der Aufenthalt des Prinzen von Braganza nicht von langer Dauer sein wird. Wollet Euch zu ihm begeben, Ihr Herren, ihn von der erfreulichen Änderung in Kenntnis zu setzen, die hoffentlich mit einem späteren Wechsel nicht in zu grellem Widerspruche stehen wird."

Er schritt ihnen voran zu dem Zimmer, welches Dom Duarte bewohnte.

„Es begreift sich von selbst," sagte er, die Thür öffnend, „daß ich bei der Unterredung, die Ihr mit dem Prinzen von Braganza haben werdet, zugegen bin."

„Thut immerhin, was Eures traurigen Amtes ist," erwiderte Baron Rumstall, „es kann uns nur von Werte sein, wenn Ihr anhört, was wir Seiner Hoheit zu sagen haben."

Navarro warf einen bösen Blick auf den Sprecher, der, als sei der Spanier nicht vorhanden, sich an den Prinzen wandte und ihm die Aufträge seines Herrn in ehrfurchtsvollen Worten übermittelte. „Es ist der ausdrückliche Wunsch und Wille

Seiner Kaiserlichen Hoheit," schloß er seine Rede, „daß Eure Fürstliche Gnaden in dem Besitztum meines Gebieters in keiner Weise an das herbe Los erinnert werde, das man Euch, gnädigster Herr, bereitete und das Seine Kaiserliche Hoheit auf das tiefste beklagt, da es ein völlig unverdientes ist. Möge denn die warme Teilnahme der Bevölkerung dieser Stadt dazu beitragen, Eurer Hoheit es weniger fühlbar zu machen, und möge die Erinnerung an den hiesigen Aufenthalt sich nie in Bitterkeit und Kummer wandeln."

„Dem Wohlwollen, das aus Seiner Kaiserlichen Hoheit Anordnungen, ungemindert durch das Vorgefallene, für mich spricht," antwortete Duarte, „muß jeder Kummer weichen, der uns in dem Bewußtsein auferlegter Prüfung beschleicht. Ich nehme dankerfüllt das Erbieten des erlauchten Fürsten an und ersuche Euch, werter Herr, ihm ausdrücken zu wollen, wie tief mich seine Güte rührt."

„So kann demnach die Übersiedelung Eurer Hoheit in das Schloß sogleich erfolgen," sprach der Baron, „ich habe, ehe ich mich hierher begab, die Vorbereitungen bereits treffen lassen, damit Eure Hoheit keine Stunde länger in diesen armseligen Räumen zu weilen habe, die man für Eure Wohnung als ausreichend befunden hat."

„Es ist das Schlimmste nicht, was man mir angethan," erwiderte der Prinz. „Schwerer, als ein dürftig Gemach, trägt sich die Unthätigkeit, die

Unfreiheit, zu der ich verdammt bin, der ein bewegtes Leben im Felde so viele Jahre gewohnt war."

„Möge es zu hoffen sein, daß dieser Zustand nur ein vorübergehender ist," sagte der Baron, „was an uns liegt, soll geschehen, Eurer Hoheit Verweilen hier so erträglich, als es sein kann, zu gestalten."

„Auch steht in der Ordre, die ich von Regensburg erhielt," fügte der Gouverneur hinzu, „daß es Eurer Hoheit gestattet werden solle, die obersten Behörden der Stadt sowie die hier anwesenden Edelleute als Besuche bei sich zu empfangen, damit in dieser Weise Eurer Hoheit Zeit gekürzt werde. Einer der wachehabenden Offiziere oder ich werden dabei zugegen sein; die Stunden des Empfanges möge Eure Hoheit bestimmen."

Navarro, der ein stummer Zuhörer des Gespräches gewesen, trat jetzt vor.

„Ich bedaure, Euch, Oberst Rublender, und Euch, Baron Rumstall, endlich darauf aufmerksam machen zu müssen," sprach er in scharfem Tone, „daß die Oberaufsicht über den Prinzen von Braganza und sein Gefolge von Seiner Majestät dem Kaiser mir übertragen wurde und daß Ihr die Freiheiten und Erleichterungen, welche Ihr Seiner Hoheit verschaffen wollet, nicht nach Belieben ausdehnen könnt. Solange mir nichts davon bekannt gegeben ist, werde ich in keine derselben willigen."

„Das ist auch nicht von nöten, Don Navarro," entgegnete der Oberst trocken. „Gouverneur von

Passau bin ich und für die Gefangenen, welches Standes sie seien, in diesen Mauern allein haftbar. Mein Soldateneid und meine Ehre verbieten mir, irgend einem der mir Überwiesenen zur Flucht zu helfen; wie ich indessen den Befehlen meines Herrn, des Erzherzogs, gemäß ihre Lebensweise gestalte, bleibt meiner Verantwortung anheimgegeben. Ich wies Euch meine Vollmacht und Ihr erkanntet ihre Berechtigung an. Ich kann unmöglich, um Euch zu Gefallen zu sein, den ausdrücklichen Befehlen Seiner Kaiserlichen Hoheit Ungehorsam entgegensetzen."

„Ich werde nicht ermangeln, über Eure Willfährigkeit an Seine Majestät zu berichten," sagte Navarro boshaft.

„Thut das, werter Don; ich werde das nämliche bei Seiner Kaiserlichen Hoheit geschehen lassen."

Navarro lächelte; es war ein böses, unheilverkündendes Lächeln. Er wußte, daß es für ihn auf dem einmal beschrittenen Wege kein Zurück mehr gab. Während er die Übersiedelung des Prinzen in die erzherzogliche Residenz in das Werk setzen ließ, beschäftigte ihn unablässig nur der eine Gedanke: wie es bei dem Kaiser zu erreichen sei, daß Duarte so schnell als möglich von Passau wieder entfernt werde.

Seine verdrossenen Mienen erheiterten sich etwas, als ihm im Korridor des Schlosses Andrea begegnete, die, einen Krug Wasser auf der Schulter, in das ihr angewiesene Zimmer gehen wollte.

„Was müht Ihr Euch so, Frau von Koscielski?" redete er sie an. „Giebt es keine Diener, die Euch das Wasser vom Brunnen holen können, daß Ihr selbst es tragen müsset?"

„Gefangene haben keine Diener," entgegnete sie heiter, „und die Last ist nicht so groß, um mir Beschwerde zu schaffen!"

„Simao und Claudio, die Tagediebe, könnten für Euch gehen."

„Die sind in den Gemächern Seiner Hoheit, der ein Bad nehmen wollte. Mein Mann aber verlangte nach einem Trunke frischen Wassers."

„O, Ihr seid viel zu schade, solche Dienste zu leisten."

„Doch nicht zu schade, für meinen lieben Herrn zu sorgen?" entgegnete sie. „Weshalb bin ich denn hier, wenn nicht für ihn?"

„Ihr solltet eben nicht hier sein; ich sagte es Euch unlängst schon."

„Ihr habt es mir erlaubt; es war gütig von Euch und ich danke Euch jeden Tag dafür," sagte sie mit Wärme.

„Ihr seid die einzige, die mir einen Dank ausspricht; alle Eure Begleiter haben für mich nur Worte des Hasses und der Verwünschung."

„Wohl möglich, Don Navarro, denn ihnen nahmt Ihr, während Ihr mir gegeben."

„Ich that es nur zur Hälfte für Euch," erwiderte er halblaut, „und Ihr überschätzet einen Dienst, bei welchem ich auch an mich dachte."

„An Euch?“ wiederholte sie unwillkürlich verwirrt.

„Ja, an mich,“ bestätigte er, sie fest anblickend. „Das widerwärtige Amt des Kerkermeisters, das ich auszuüben gezwungen bin, bringt mir nichts wie Ärger und Plage, Unlust und Mühsal ein. Doch ich vergesse sie, wenn ich Euch sehe. Euer holdes Antlitz ist wie ein Lichtstrahl an grauem Wintertage, und darum ließ ich zu, was ich nicht sollte — Eure Anwesenheit inmitten der Gefangenen.“

„Don Navarro!“

Sie war bei den leidenschaftlich ausgestoßenen Worten zurückgetreten; das Grausen kehrte mit verdoppelter Gewalt wieder, das sie in der Nähe dieses Mannes stets empfunden; unfähig eines Wortes, einer Bewegung, wie unter dem Banne des lähmenden Schlangenblickes schaute sie ihn an.

„Euer Erschrecken kleidet Euch zu reizvoll, als daß ich es abkürzen möchte,“ fuhr der Spanier fort. „Wüßtet Ihr, wie schön Ihr seid, Andrea! Aber nein, Ihr wisset es nicht, sonst hättet Ihr die Thorheit nicht begangen, Eure Liebe dem verfehmten Sohne des gerichteten Verbrechers zu geben.“

Andrea warf stolz ihr Haupt zurück. „Wollet Eure Worte besser wählen; Ihr sprecht von meinem Gatten,“ mahnte sie.

„Ich weiß sehr wohl, daß er Euer Gatte ist. Vergißt man jemals ihrer, die man beneidet? Und ihn beneide ich, wie keinen zweiten Mann der Erde.“

„Habt Ihr im Sinne, mich zu beleidigen?

Lasset mich vorüber. Zu lange schon hat dieses Gespräch gedauert."

Sie vergaß, daß er ihr Kerkermeister, sie seine Gefangene sei, die ein einziges Wort von ihm über diese Schwelle treiben könne. Sie war in diesem Augenblick nur das Weib, das seine Würde dem Angreifer gegenüber zu verteidigen strebte.

Navarro ließ ihr Zornesausbruch nicht im mindesten von seinem Vorhaben zurückschrecken. „Was Eure Seele auch erregt, es scheint nur angethan, den zu entzücken, der vor Euch steht," versetzte er. „Wollt Ihr mich rasend machen, Ihr verführerisches Weib? Habt Erbarmen mit mir. Ich wäre sonst gezwungen zu thun, was mir Euren Haß unfehlbar zuzöge, und vielleicht ist es besser, ich nehme mir sogleich den Kuß von diesen süßen Lippen, nach dem ich mich seit Tagen schon verzehre, da ich nicht Hoffnung habe, ihn freiwillig von Euch zu erhalten."

Er hatte sich ihr rasch genähert und suchte sie zu umschlingen; außer sich vor Scham und Entrüstung stieß sie ihn zurück; der Inhalt ihres Wasserkruges ergoß sich auf sein Sammetgewand. Die Betroffenheit benutzend, welche ihre energische Verteidigung bei ihm hervorrief, entfloh sie durch den weiten Korridor, um das Zimmer ihres Gatten zu erreichen.

Leonhard ordnete die Briefe und Papiere seines Herrn in einen der tiefen Wandschränke, welche sich in dem Gemache befanden, als seine Frau herein-

stürzte. Von seiner Beschäftigung aufsehend, gewahrte er ihre verstörten Züge.

„Was ist Dir zugestoßen, Liebling?“ fragte er, besorgt zu ihr eilend. „Du bist bleich und zitterst. Hast Du eine Nachricht erhalten, die Dich erschreckte?“

Andrea stellte ihren Krug auf den Tisch; gewaltsam suchte sie den Abscheu niederzukämpfen, den ihr die soeben erlebte Scene verursachte. Es wäre ihr Erleichterung gewesen, ihrem Gatten sich anvertrauen zu können; sie wagte es nicht. Er konnte versuchen, die seinem Weibe zugefügte Beleidigung an dem Frechen zu ahnden, und sie schauderte bei dieser Vorstellung, die gleichbedeutend mit einem Todesurteile für Leonhard sein mußte.

„Es ist nichts, Teurer,“ sagte sie, sich zum Lächeln zwingend. „Ich sah soeben etwas unendlich Häßliches, das mir Ekel und Grauen erweckte. Du weißt, wie leicht wir Frauen bei solchen Anlässen alle Besinnung verlieren. Ich erschrak und flüchtete so eilig zu Dir, daß ich beinahe den ganzen Inhalt meines Kruges verschüttete.“

„Aber was war es nur?“ forschte er beunruhigt. „Was geht in diesem Schlosse vor, das Dich so erregen kann?“

Sie schüttelte den Kopf. „O frage nicht, Du sollst es später erfahren, nur jetzt, nur heute nicht.“

Er drang nicht länger in sie. Leise küßte er ihr goldenes Haar und strich ihr die wirren Locken aus dem Angesicht.

„Ich zwinge Dich nicht, mir mitzuteilen, was

Dir Überwindung kostet," sprach er mit liebevollem Ernst, „denn ich bin gewiß, daß mein Weib einen gerechtfertigten Grund haben muß, mir eine Sache vorzuenthalten, die sie offenbar tief berührte. — Komm, Geliebte; hilf mir bei meiner Arbeit, damit ein anderer Gedanke den vorigen verdrängt. In einer Stunde lachen wir wohl beide, daß mein schüchtern Reh sich so aus aller Fassung bringen ließ."

* *
*

Die Zurückweisung, die Navarro von Andrea erfahren, war nicht geeignet, ihn seinen Gefangenen geneigter zu machen und sein Groll äußerte sich in all jenen kleinlichen Quälereien, mit welchen niedrige Naturen sich so wohl zu rächen verstehen.

Die Inspizierungen der Zimmer wurden häufiger und auf Zeiten verlegt, welche den Gefangenen lästig sein mußten, die Spaziergänge ihnen untersagt, die sie in dem Garten des Schlosses machen wollten. Auch in der bisherigen Verpflegung traten Änderungen ein; schon äußerte Navarro die Absicht, den portugiesischen Koch des Prinzen zu entfernen, da, wie er behauptete, die für den Unterhalt der Gefangenen ausgesetzten Mittel nicht hinreichend seien, so viele Ausgaben zu bestreiten.

Der Widerstand des Gouverneurs verhinderte ihn zu der Verwirklichung dieses Planes zu schreiten. Oberst Rublender hielt sich streng an die Vorschriften des Erzherzogs, dem Infanten die ihm ge-

bührenden Ehren zu erweisen, und hob damit verschiedene Anordnungen auf, die Navarro zum Nachteil Dom Duartes erließ.

Die Bevölkerung von Passau zeigte überdies eine so lebhafte Anteilnahme an dem Lose des Prinzen, daß der Geheimschreiber es mit der Klugheit unvereinbar halten mußte, in den Kundgebungen seines Hasses zu weit zu gehen. Die Zeit mußte kommen, da die letzten Bedenken bei dem Kaiser fallen würden und er den geopferten Freund wehrlos in die Hände seiner Verfolger lieferte. — Täglich gingen des Geheimschreibers Berichte nach Regensburg, über des Infanten Thun und Lassen zu berichten, und Don Mello die Notwendigkeit klarzulegen, ihn wieder aus einer Stadt zu entfernen, die ihm so viel Wohlwollen, so viel unverhohlenes Mitleid entgegenbringe.

Niemand könne wissen, wohin dieses Mitleid endlich führe und ob nicht die Anhänger des Infanten einen neuen Fluchtplan ersinnen würden, der bei der Stimmung der Einwohnerschaft die Möglichkeit des Gelingens für sich habe.

Don Mello sah in kurzem seiner Abberufung von Regensburg entgegen, um die Verwaltung der spanischen Niederlande zu übernehmen, eine Auszeichnung, welche ihm in Anbetracht seiner eifrigen Bemühungen bei der Verhaftung Dom Duartes verliehen war. Ihm mußte daran liegen, seine lebhaft von der Kaiserin gerühmten Verdienste in dieser Sache nicht durch ein Entweichen des Prinzen wieder

einzubüßen und somit der verheißenen Belohnung verlustig zu gehen. Die Vorstellungen seines Verbündeten leuchteten ihm vollkommen ein, Duarte durfte um keinen Preis längere Zeit in Passau bleiben.

Auch er war überzeugt, daß die Auslieferung des Infanten an Spanien außer Zweifel stehe und daß es nur eines geschickten Unterhändlers bei Ferdinand III. bedürfe, um dieselbe in kürzester Frist zu erreichen.

Sein Nachfolger am kaiserlichen Hofe war der Marchese de Castel-Rodrigo, der in wenigen Wochen in der Reichsstadt erwartet wurde. Er haßte ihn; die Feindschaft beider griff in entlegene Zeiten zurück, doch stärker als sie war in ihm das ehrgeizige Verlangen, zu einer Machtstellung zu kommen, wie seine Herkunft, seine eigentlichen Gaben sie ihm nie verschafft hätten. Der Untergang Duartes mußte ihm die Staffel der Erhebung werden und zu diesem Zwecke wollte er selbst die Hand zu einer Versöhnung mit dem Marchese bieten.

Castel-Rodrigo machte keine Schwierigkeiten. Er war über die Stimmung am Hofe zu Madrid genau unterrichtet, er wußte, daß auf Gunst und Gnaden der am meisten zu rechnen habe, der sich als erbitterter Feind des portugiesischen Königs bekenne, dessen Thron, gestützt durch das Vertrauen eines ganzen Volkes, sich mehr und mehr befestigte.

In einer Unterredung, welche die beiden Gesandten unmittelbar nach des Marchese Ankunft miteinander hatten, kamen sie dahin überein, kein Mittel

unversucht zu lassen, die Auslieferung des Infanten bei dem Kaiser zu erwirken. Man konnte sich zunächst damit begnügen, ihn den spanischen Besitzungen in Italien näher zu bringen, um seine spätere Überführung so schnell als möglich zu bewerkstelligen. Je weiter er dem kaiserlichen Hofhalte entrückt sei, um so leichter werde er bei denen in Vergessenheit geraten, die zuweilen noch ein Wort der Fürsprache bei Ferdinand ihm widmeten.

Schon traten diese Fürsprecher vereinzelter auf als zuvor. Erzherzog Leopold Wilhelm hatte Regensburg verlassen, um sich wieder in das Feld zu begeben, die Gesandten der fremden Mächte, welche sich für den Prinzen verwendet, hatten nach der ersten abschlägigen Antwort keinen zweiten Versuch für ihn gemacht. Timotheo Pimentel war verschollen; man flüsterte sich zu, daß er in einem Kloster Asyl gefunden. Den tapferen Hauptmann von Cueva aber fand man eines Morgens tot in seinem Bette; es ging das Gerücht, daß er auf höheren Befehl im Gefängnisse erdrosselt worden sei, weil man sich gescheut, ihn unter öffentliche Anklage zu stellen.

Duarte erfuhr mit tiefem Schmerze von dem Ende des Mannes, der ihm in langen Jahren ein bewährter Freund und teurer Waffengenosse gewesen.

„Mir sagt ein dunkles Ahnen, daß mein Ende dem seinen dereinst nicht ungleich sein werde,“ sprach er zu Leonhard, der ihm die Trauerkunde schonend mitgeteilt. „Er ging dahin, ein Opfer seiner Treue,

ein tapferer, unerschrockener Soldat, der seine Fahne nur mit seinem Leben läßt. Groß ist das Heldentum in offenem Felde, das tausend Zungen preisen, doch größer noch ist solches, dem im Leben kein Lohn, im Tode kein Lorbeer winkte, weil es dem Unglück und dem zum Verderben Bestimmten sich weihte."

Leonhard vermochte nichts zu erwidern. Er fühlte, daß des Prinzen Befürchtung kein leeres Wahngebilde sei.

Er verschwieg ihm auch, mit welch hämischer Freude ihm Navarro die Nachricht überbracht hatte. Ein geheimer Mord war nicht selten in einer Zeit, die den Vernichtungskampf schon seit Jahrzehnten lehrte und schonungslos den aus dem Wege räumte, der einem der Machthaber unbequem und lästig wurde.

„Der Tod Cuevas ruft mir von neuem die Sorge um Euer Schicksal wach," fuhr der Infant fort. „Was wird aus Euch, wenn ich sterbe, die Ihr schutzlos der Willkür unserer Tyrannen verfallen seid? Es wird das beste sein, Euch zu entlassen, damit Ihr fern von mir in Freiheit Euch ein besseres Los schaffen könnt."

„Mein teurer Herr," sprach Leonhard, „wir würden ja doch nicht gehen, wenn Ihr uns nicht ausdrücklich von Euch wieset. Lasset uns bei Euch bleiben, wie bisher. Welches Glück könnte uns auf Erden wahrhaft froh machen, wenn wir Euch einsam und elend, nur umringt von Feinden wüßten?"

„Du, Leonhard, vor allen Anderen hättest den

Anspruch, Dich aus Deiner Gefangenschaft hinauszusehnen, denn Du hast Pflichten, nicht nur gegen mich, sondern gegen Deine Gattin, die Du nicht zwischen engen Mauern verwelken lassen kannst."

„Andreas starker Geist weiß sich mit wunderbarem Geschicke in alles zu fügen, was einer anderen Frau unerträglich wäre. Sie würde keine Änderung begehren, die nicht auch ich wünsche."

„Wem Gott wohl will, dem giebt er auf kummervollem Pfade solch ein liebend Herz," sagte Duarte gedankenvoll, „Du bist, wenn schon gleich mir ein Gefangener, der reichste von uns."

„Ich weiß es, gnädigster Herr, und mein Gebet zu Gott geht täglich dahin, daß er Andrea einst vergelte, was sie für mich opfert."

„Ich sah sie lange nicht," bemerkte der Infant, „auch in den Garten kommt sie nicht, um sich ein wenig in der freien Luft zu ergehen."

„Don Navarro verbot es uns, als wir vor einigen Tagen hinabgehen wollten. Andrea verläßt unser Zimmer kaum noch."

„Du sagtest, er sei ein Freund ihrer Eltern; was kann ihn veranlassen, ihr so ungütig zu begegnen?"

„Ich finde keinen Grund, als seine uns allen zur Genüge bekannte Tücke. Er hat Gefallen am Bösen, weiter nichts."

„Es ist dies eine Seite des Charakters, für die uns Anderen das Verständnis fehlt," entgegnete der Prinz, „und wohl uns, daß es uns nicht ver-

liehen ward. Der Freudenstrahl im Auge des beglückten Menschen ist unserem eigenen Herzen Sonnenschein. Wie möchte ich ihn für die Schmerzensthräne hergeben, die ihm ein Weh erpreßte, als dessen Urheber er mich nennen muß?"

„Die Welt wäre nicht so trübe, das Leben nicht so leiderfüllt, wenn alle Menschen, oder nur die größere Hälfte, also dächten," erwiderte Leonhard. „Sie wird so bleiben, wie sie zu unserer Qual von je gewesen, so lange ihre Bewohner von ihrer Seele Eigennutz, von Haß, von Neid und Grausamkeit sich leiten lassen."

„Es wühlt in Dir die Bitterkeit des Selbsterlebten, das Du nicht überwinden kannst. Gott gab der Menschheit die Verkündigung seines heiligen Wortes, dem sie gebunden ist, nachzustreben. Vertrauest Du so wenig der Macht des Glaubens, den Geboten unserer Religion, um zu zweifeln, daß es ihnen beiden gelinge, die bösen und verderblichen Triebe im Innern des Menschen niederzuhalten, vielleicht ganz auszurotten?"

„Ich darf nur Eurer Hoheit Beispiel mir vor die Augen rufen, um daran zu zweifeln," war die schneidende Antwort. „Sind es nicht gerade die Menschen, deren Glaubenseifer außer Frage steht, die Euch, dem gütigsten, dem besten, dieses Martyrium auferlegten? Sie trugen Gottes Namen auf den Lippen, als sie den Verrat an Euch beschlossen, und heuchelten sich vor, daß, was sie Schmähliches begingen, Gottes Wille sei. Und wenn trotz alledem

Gewissensbisse sich in ihnen regten, die sie für ihren Frevel peinigten, so warfen sie sich vor dem Altar nieder und ein gefälliger Priester legte ihnen abermals das Gotteswort nach seinem Gutdünken aus, das ihnen mit dem Zorn des Höchsten hätte drohen sollen, der seiner ewigen Gerechtigkeit nicht spotten läßt."

„Du sprichst so, wie die Ketzer sprechen," bemerkte Duarte, „Dein Eifer für mich reißt Dich hin."

„Könnte ich voraussetzen, daß die, welche wir Ketzer heißen, durch ihre Religion weiser und besser werden als wir, ich würde sie hochachten oder zu ihnen übergehen," sagte Leonhard. „Ich habe sie jedoch während meiner Kriegszeit ebenso genau kennen gelernt, als meine Glaubensbrüder. Auch ihnen galt das Gebot Gottes geringe, wenn es sich darum handelte, ihr eigen Heil zu fördern, und keiner von ihnen zog in den Kampf, die bedrohte Lehre zu verteidigen, sondern sich ein Stück von des Nachbars Hab und Gut abzureißen und seinen Besitz damit zu mehren."

„Wollte Gott, Du urteiltest zu hart," erwiderte der Infant, „doch diesmal vermag ich Deiner Meinung kaum zu widersprechen. Auch mir ist es während meines Kriegslebens in deutschen Landen zur Klarheit geworden: die große Sache trat zurück vor dem Hader, der Ländergier der einzelnen."

„Sie war bereits vergessen, als die erste Schlacht geschlagen war, und ein jeder, der fortan an dem Kampfe teilnahm, hoffte, das Deutsche Reich werde,

durch innere Zwietracht zerrissen, zur bequemen Beute werden.“

„Du hattest diese Gedanken nicht, als Du unter mir dientest.“

„Nein, gnädiger Herr. Sie wurden in der Einsamkeit des Kerkers in mir wach, bevor ich zu Euch nach Leipheim kam. Mein Leben lag völlig verändert vor mir; kaum wußte ich, ob nicht ein naher, ruhmloser Tod die kurze Laufbahn beschließen würde, die mir beschieden gewesen. Die Thaten dieser Erde begannen in ihren strahlenden Farben mir zu erblassen und mit ihnen die Beweggründe, die sie veranlaßten. Ich sah sie, wie sie wirklich waren, nicht mehr ehrfurchtgebietend, wie sie mir vordem erschienen, sondern in ihrer grellen Unverhülltheit, die die Seele schaudern macht. Ob ich dabei gewann, ob ich verlor, will ich nicht untersuchen.“

„Du gingest den Weg, Leonhard, den wir alle zu durchwandern haben, wenn uns der Schleier zerrissen wird, den unserer Jugend Traumgebilde um die Wirklichkeit gesponnen. Ist es der Drang, der Allgemeinheit zu nützen, ist es die Hoffart unseres Herzens nur, die uns hinaustreibt, einer Höhe entgegen, die wir, wie selten nur! erreichen? Wir wähnen stets Größeres leisten zu dürfen, als uns beschieden, und ein Windhauch wirft unsere stolzen Pläne um, auf den Platz uns zu weisen, den Gott für uns bestimmte.“

„Kann es der Wille Gottes sein, daß Euer

reiches Leben sich in unwürdiger Haft verzehre? Eure Hoheit wäre die Zierde eines Thrones gewesen."

Duarte bewegte abwehrend die Hand, als wolle er das Bild verscheuchen, das Leonhards Worte ihm hervorriefen.

„Ich strebe nach keiner Krone," sagte er ruhig. „Der Welt in Demut zu dienen ist besser wohl, als sie beherrschen. Es wäre mein alleiniges Ziel, wenn je sich meines Kerkers Mauern wieder öffneten. — Und nun nimm Deinen Platz am Tische ein und sieh die Briefe durch, die eingegangen. Ich werde inzwischen an meinen Bruder schreiben, Dich und Deine Frau seiner Fürsorge empfehlen, wenn es mir versagt sein sollte, Euer Los zu sichern. Der Brief darf jedoch nicht durch die Hände Navarros, noch eines unserer anderen Wächter gehen."

„Man kann ihn vielleicht Baron Rumstall, oder einem der sonstigen Besucher Eurer Hoheit heimlich übergeben."

„Es müßte mit großer Vorsicht geschehen, da ich nie mit einem derselben allein bin. Hast Du nichts von Taquet gehört?"

„Taquet glaube ich im Gewande eines reisenden Händlers unlängst am Gitter des Gartens gesehen zu haben. Andrea bestätigte mir, daß er es sei, doch war es unmöglich, ihn zu sprechen, da Navarro in der Nähe sich befand. Er wird wiederkommen, dessen bin ich gewiß. Möge uns die Gelegenheit dann günstiger sein!"

Achtes Kapitel.

In einem reich ausgestatteten Gemache seines Hauses zu Graz lag auf einem Ruhebette der Freiherr von Guilerin, die würzige Abendluft atmend, die durch die weitgeöffneten Thüren aus dem Garten zu ihm hereindrang.

Er sah gealtert und müde aus; seine Gesichtsfarbe hatte einen gelblichen Schein angenommen und um seinen Mund lagerte jener verdrossene Zug, den ein mit Unmut und Ungeduld getragenes Leiden dem Menschen aufprägt.

Auf dem kunstvoll geschnitzten Ebenholztischchen neben ihm befanden sich verschiedene Briefe, die er von Zeit zu Zeit von ihrem Platze nahm, um sie von neuem zu lesen, obgleich er den Inhalt bereits kannte. Seine Mienen waren jedesmal sichtlicher verfinstert, wenn er sie wieder auf den Tisch legte.

Aus dem Garten tönte anfangs leise, dann immer voller und deutlicher der Klang einer Frauenstimme, die eine einfache Volksweise sang; unwillkürlich erhob der Freiherr lauschend den Kopf, doch seine Züge behielten den gleichen verdrossenen Ausdruck;

sie erhellten sich auch nicht, als einige Minuten später ein leichter Schritt die Stufen der Terrasse hinaufkam und seine junge Gemahlin vor ihm stand.

„Ist Dein Spaziergang schon zu Ende, Paula?“ redete er sie gleichgültig an. „Du bist ja kaum eine halbe Stunde im Garten gewesen.“

„Ich fürchtete, Ihr würdet mich vermissen,“ antwortete sie, „da Ihr Euch leidender als sonst fühltet.“

„Es geht mir nicht schlimmer als gewöhnlich. Was mich verdrießt ist einzig, daß ich nicht abreisen kann.“

„Die frische Landluft zu Leipheim würde Euch sicherlich von Nutzen sein,“ sagte Paula, „aber Doktor Rodwendus hat sich zu wiederholten Malen gegen die weite Reise erklärt, die Eurem Zustande gefahrbringend sein könnte.“

„Er ist ein Narr und ein Schwätzer dazu,“ entgegnete der Baron mürrisch. „Ich bin nicht willens, ihm zu gehorchen.“

„Thut es doch lieber, mein Gemahl,“ sprach Paula mit ihrer gewohnten Sanftmut. „Eine kurze Zeit des Ausharrens kann genügen, Euch herzustellen, daß Ihr die Reise unternehmen könntet.“

Der Baron sah sie scharf an. „Du bliebest offenbar gerne in Graz? Ist es nicht so?“

„Warum sollte ich nicht, Heribert? Unser Haus ist ebenso schön wie in Leipheim, Eure Blutsfreunde haben mich gütig empfangen. Meine Mutter und die Schwestern sehe ich froh und heiter; was fehlte mir, um ebenfalls zufrieden hier zu sein?“

Es klang, trotz der ruhig gesprochenen Worte, wie leise Wehmut durch ihre Stimme, die ihrem Gatten nicht entging.

„Ich glaubte, daß Du mehr Sehnsucht nach Deiner Heimat empfinden würdest," bemerkte er kalt.

„Die Heimat der Frau ist dort, wo ihre Pflichten sind und diese gehören Euch."

Er zuckte die Achseln. Es war zwischen ihnen beim alten geblieben. Sie gab ihm nichts als ihre Pflicht; er fühlte es wohl und diese Überzeugung war es, die ihn zuweilen mit einer Art Haß gegen sein junges Weib erfüllte, das er im nächsten Augenblicke mit tödlicher Leidenschaft an sich zu reißen versucht war.

„Ihr habt Briefe erhalten, mein Gemahl," unterbrach Paula seinen Gedankengang. „Darf ich sie Euch vorlesen?"

Er legte seine Hand auf die Papiere neben ihm. „Nicht von nöten," sagte er kurz, „ich las sie bereits."

„Wünschet Ihr, daß ich sie beantworte?"

„Nein!"

In dem Bestreben, die Briefe zu ordnen, entglitten sie seiner Hand und fielen auf den Teppich nieder. Paula bückte sich, sie aufzuheben; er machte eine hastig abwehrende Bewegung.

„Lasse alles liegen," befahl er, „Valentin mag die Briefe aufheben."

Sie sah ihn staunend an. „Was ist Euch, Heribert? Habe ich einen Fehler begangen, der Euch

erzürnte? Ihr gestattetet mir sonst, Euch kleine Dienste zn leisten."

„Mache Dir keine Sorge," antwortete er. „Ich sagte Dir zuvor, was mich unwirsch werden läßt. Mit einem Kranken muß man eben Geduld haben."

Er hatte wie abwesend gesprochen; sein Blick haftete auf den noch immer auf dem Teppich liegenden Briefen und unwillkürlich folgte Paulas Auge dem seinen. Eines der Blätter hatte sich im Fallen auseinandergeschlagen, ein Wort, ein einziges nur, leuchtete ihr daraus entgegen, aber es war genügend, das Blut aus ihren Wangen zu scheuchen.

Passau! Der Name des Ortes, wo er weilte, dessen sie in heißem Schmerze gedachte, stand über dem Anfange des Briefes. Er kam von dort, er mußte Nachricht über ihn enthalten. Sie wußte, daß ihr Gatte Verbindungen überall besaß, die ihn von den wichtigsten Vorgängen in Kenntnis setzen; seine Mißstimmung sprach es deutlicher als alle Worte aus, daß ihm eine Mitteilung geworden, die ihn ungewöhnlich erregte.

Wenn sie Duarte beträfe! Warum sagte er es ihr nicht? War eine günstige Wendung in seinem Schicksal eingetreten, die er ihr verbergen wollte? Er hatte ihr nicht ohne den Beigeschmack höhnischer Schadenfreude vor Monaten von seiner Verhaftung erzählt und der erschreckten Frau die Möglichkeit hingestellt, daß Schlimmeres noch als die Entziehung der Freiheit dem Prinzen beschieden sein könne. Nun wußte sie seit langer Zeit nur, daß er in Passau sei.

Ihr Herz erbebte bei dem Gedanken, daß Duarte eine Gefahr bedrohe, die sie nicht erfahren solle.

„Ich könnte Dich jetzt fragen, ob Du Dich nicht wohl befindest," ließ sich die Stimme des Barons vernehmen. „Du siehst blaß aus."

„Die Hitze hat mich müde gemacht," erwiderte Paula, „wenn Ihr es erlaubt, möchte ich in mein Zimmer gehen."

„Rufe Valentin zuvor und vergiß nicht, daß Du mir noch aus dem Macchiavelli zu lesen hast."

Er peinigte sie, aber er konnte nicht anders. Seit er jenen Brief aus Passau empfangen, stand riesengroß das Gespenst vor ihm, daß er sie verlieren würde, deren Seele nie sein eigen gewesen, — verlieren an den Andern, den sie, ihr selbst vielleicht noch unbewußt, in jenen Tagen liebte, da er, der Krüppel, der Abstoßende, um sie geworben, und den sie doppelt jetzt lieben würde, weil sie ihn unglücklich wußte.

Nie sprach sie seinen Namen aus, aber er las es in ihren Zügen, daß sie an ihn dachte, wenn sie, wie in Zerstreuung, ihm, dem Gatten, die geforderten Dienste leistete, wenn sie in fiebernder Spannung jede Nachricht entgegennahm, die aus Regensburg oder Passau zu ihr gelangte; er sah die stumme Angst in ihrem Auge, die unterdrückte Sehnsucht in dem Blicke, der in die Ferne schweifte, der Richtung nach, wo er zwischen Kerkermauern weilte.

Paula war in ihr Zimmer gegangen und hatte sich in einen der tiefen Lehnsessel geworfen, die un-

weit des Fensters standen. Ihr Kopf schmerzte, die Stille um sie her that ihr wohl; wer aber löste den Druck von ihrer Seele, wer nahm die quälenden Gedanken von ihr, die ihr unaufhörlich zuflüsterten, daß etwas neues Schreckliches für ihn sich vorbereite?

Sie besaß niemand, den sie hätte fragen, niemand, dem sie sich hätte anvertrauen können. Ihre Mutter war ihr innerlich eine Fremde, ihr Gatte hatte nicht einmal den Versuch gemacht, ihr Freund zu werden. Wie widerspruchsvoll doch das Leben war! Die Menschen, die Gott durch die heiligsten Bande vereinigt hatte, standen sich in kalter Ablehnung, argwöhnisch gegenüber, versteckten Feinden gleich, die auf des Gegners Fährte schleichen, die Anschläge zu entdecken, die man wider sie gesponnen, aus jedem Worte, aus jeder harmlosen Handlung das Gift schöpfend, welches ihre Waffen tränken soll.

Wie anders hatte sie sich in ihrer Jugend sonnigen Träumen die Vereinigung zweier Wesen vorgestellt, die bestimmt, einander zu gehören für ein ganzes langes Leben! Die Liebesfähigkeit des eigenen Herzens mußte im täglichen Geben und Empfangen wachsen, bis sie des andern Sein mit unlöslichen Banden umschlossen, der Seele innerstes Empfinden offen und ohne Falsch vor seinen Blicken liegen, der für jede Regung desselben Duldung und Verständnis fand. Wie mußten alle Opfer, alle Pflichten beseligend sein, die man ihm darbringen durfte, wie füllte seine Gegenwart das Haus mit Sonnenschein, wie flossen die Tage und Stunden so schnell dahin im Sorgen für ihn,

im Beieinandersein mit ihm, — dem geliebtesten Menschen!

Das sinnende junge Weib drückte die Hände gegen die brennenden Schläfen. Vorüber, vorüber; es waren Träume nur gewesen, die ihr solche Bilder vorgezaubert; des Erdengeborenen Dasein war zum Kampfe, nicht zum Glücke bestimmt, die Pfade, die sein Fuß zu durchwandern hatte, führten durch der Wüste brennenden Sand, und wohl ihm, wenn es ihm gelang, die endliche Ruhestatt im Schatten der mit bangem Sehnen gesuchten Oase zu finden.

Und fandest Du sie nicht, die Dein verlangend Auge so oft vergebens zu erspähen meinte, was ist Dein Los, unseliges Geschöpf? Wird Dich der Weg, den Du mit schwindenden Kräften zu verfolgen strebst, in die Irre führen, wirst Du zusammenbrechen unter Deiner Last, die Deinen Schultern zu schwer geworden? Der Stern versank in Nacht, der Dir so leuchtend aufgegangen, auch Deine Nacht bricht ein und statt des neuen Morgens wartet Deiner die Vernichtung. —

Ein leises Geräusch ließ sich in dem Gemache vernehmen. Paula öffnete die halbgeschlossenen Lider; Marcella stand vor ihr, einen Becher und einen silbernen Krug in den Händen.

„Du bist es, meine Marcella,“ sagte die Edelfrau, sich etwas erhebend. „Wartetest Du schon lange hier?“

„Ich schlich vor einigen Minuten ganz leise herein," erwiderte das Mädchen. „Mir wurde angst, daß Ihr krank seiet, weil Ihr mich nicht gerufen."

„Ich schlief wohl oder träumte schwer," sprach Paula, „jetzt aber ist mir besser und ich will nehmen, was Du mir bereitet hast."

„Es ist ein wenig Limonensaft, mit Wein und Wasser versetzt," sagte Marcella, den Becher füllend. „Bei der großen Hitze, wie heute, thut es gar gut."

Paula tauchte ihre Lippen in das gebotene Getränk. „Du weißt es, meinen Geschmack zu treffen," lächelte sie gütig, „nun setze Dich zu mir, bis der Freiherr mich zu sich befiehlt, und plaudere, mein geschwätzig Schwälblein, wie Du es gerne thust."

Marcella zog sich ein niedriges Polster herbei und ließ sich zu den Füßen ihrer Herrin nieder.

Ihrem leichten Sinne war es sehr bald geglückt, sich in die Stellung zu finden, die sie in dem freiherrlichen Hause als eine Art Ehrenfräulein der jungen Gemahlin des Barons bekleidete. Sie betete ihre Gebieterin an, die ihr in der Ausübung jeder weiblichen Tugend wie ein Wesen höherer Art erschien, und ihre stets ungetrübte Fröhlichkeit hatte ihr sogar die Gunst des Hausherrn erworben, dessen Mißmut sie zuweilen zu zerstreuen verstand.

Heute jedoch schien ihr der rosige Mund verschlossen, ihre blauen Augen schweiften von Zeit zu Zeit unruhig zu Paula hinüber, der das ungewohnte Schweigen endlich auffiel.

„Hast Du mir nichts zu berichten, Kleine?"

forschte sie. „Wie geht es dem Täubchen, das gestern den Flügel brach und das Du so sorgsam pflegst? Haben Vincentia und Armgard ihre Aufgaben gelernt, damit ich sie später abhören kann? Du siehst aus, als ob Du etwas auf dem Herzen habest und Dich nicht getrautest, es mir zu sagen."

Marcella kniete neben dem Sessel Paulas nieder und schlang ihre Hände fest zusammen. „Vergebt mir, edle Frau," flüsterte sie. „Es war nicht meine Absicht; ich erfuhr es durch ein Ungefähr. Valentin war bei dem gnädigen Herrn und führte ihn auf die Terrasse hinaus, die Briefe lagen auf dem Tische, als ich hereinkam, da las ich sie. Es war gewiß nicht recht, aber ich konnte nicht anders, denn Leonhard ist ja doch mein Bruder."

Paulas Herz begann stürmisch zu klopfen. „Nein, es war nicht recht," sagte sie, „wie durftest Du Briefe lesen, die an meinen Gemahl gerichtet waren?"

„Ich wußte durch den Boten, der sie brachte, daß zwei aus Passau kamen; dort ist ja Leonhard und —" sie stockte verwirrt.

„Und was erfuhrest Du über Deinen Bruder?" fragte Paula, kaum noch fähig, ihre Unruhe zu bemeistern.

„Der Bote hatte schon ein Wort darüber fallen lassen," erwiderte Marcella. „Ich wollte es nun genau wissen und in den Briefen stand es, daß der Prinz hierherkommt."

Mit einem leisen Aufschrei sank Paula in die

Kissen des Sessels zurück; Marcella beugte sich besorgt über sie.

„Ich habe Euch erschreckt, teure Frau," flüsterte sie, die kalten Hände Paulas zärtlich küssend. „Ihr aber solltet es wissen, ehe es von anderer Seite Euch zukommt. Man will Seine Hoheit nicht länger in Passau lassen, sondern ihn in wenigen Tagen nach Graz bringen, aus welchem Grunde, weiß ich nicht."

Paula zog langsam ihre Hand aus der ihres Gesellschaftsfräuleins. Mit tiefer Beschämung empfand sie, wie sehr sie sich ihr gegenüber verraten hatte.

„Der Baron war leidend, als ich ihn vorhin sprach," sagte sie. „Er teilte mir nichts mit. Was lasest Du außerdem in dem Briefe, da Du doch so neugierig warst? Ist Deines Bruders Erwähnung geschehen?"

Marcella war zu schlau, um nicht zu erraten, daß nicht ihm die Frage galt. „Es wurde nur flüchtig seiner wie des übrigen Gefolges gedacht," antwortete sie unbefangen. „Es scheint, als wolle man die Diener des Prinzen von ihm trennen und was soll dann aus Leonhard und Andrea werden?"

„Solange ich auf Erden lebe, wird ihnen nie eine Heimat fehlen," sprach Paula. „Was kann man nur mit dieser neuen Grausamkeit bezwecken?"

„O, die bösen Menschen, welche den gütigen Herrn verfolgen, haben etwas vor, das noch nicht klar ist, oder sie gönnen es ihm nicht, daß er in Passau wohlgesinnte Menschen fand. Ich weiß durch einen Brief Leonhards, daß alle Edelleute aus der

Stadt zu ihm kamen, ihre Ehrfurcht ihm zu bezeigen, und daß die Bürger und das Volk am Gitterthor standen, wenn er im Schloßhofe sich erging, um ihn zu begrüßen. Die Kinder warfen ihm Blumen zu und aus vielen Häusern wurden ihm und seinem Gefolge Früchte und Speisen zugeschickt, da sich die Kunde verbreitet hatte, daß man ihn schlecht versorge."

„Möge Gott es jedem einzelnen lohnen, was er an den ungerecht Gepeinigten thut," sagte Paula, ihr Tuch gegen die Augen drückend. „Unerforschlich sind seine Wege und wir können in Ergebung nur erwarten, welches ihr Ausgang sei."

An die Thür wurde leise geklopft; Marcella ging nachzusehen, wer draußen sei. Der Kammerdiener des Barons stand vor ihr, die Herrin zu ihrem Gemahl zu entbieten.

Marcella eilte zu ihr. „Geht jetzt nicht," bat sie. „Valentin mag sagen, daß Ihr krank seiet."

Paula machte eine verneinende Bewegung. „Es ist besser, wenn ich gehorche," erwiderte sie matt, und langsamen Schrittes verließ sie das Zimmer, um sich zu ihrem Gatten zu begeben.

„Ihr ließet Euch Zeit, Paula, um wiederzukommen," sprach Herr von Guilerin. „Fast glaubte ich, Ihr habet vergessen, daß Ihr mir vorlesen wolltet."

„Als ich vorhin aus dem Garten kam," erwiderte Paula, „war es Euch zu schnell, Heribert. Ich konnte nicht vermuten, daß Ihr mich jetzt früher herbeiwünschen würdet."

„Das will heißen, ich plage Euch mit meinen Launen, daß Ihr nie wissen könnt, was Ihr zu thun habt.“

„Ich habe dies nicht behauptet.“

„Aber jedenfalls gedacht und es war Euch nicht unlieb, einen Grund zu haben, länger fern zu bleiben.“

„Wie erfinderisch Ihr seid, mein Gemahl, Euch selbst zu quälen!“

Sie hatte wohl recht, doch er überwand sich nicht, ihr dies zuzugeben.

„Ein Kranker ist allen überlästig und was für ihn gethan wird, geschieht häufig mit Unlust und Widerwillen; weshalb sollte ich davon eine Ausnahme bilden?“

„Ihr irrt Euch mit solcher Meinung,“ entgegnete sie ruhig. „Ein Leidender hat doppelten Anspruch auf unsere Liebe und gerne wird sie ihm geweiht, wenn wir ihn dadurch vergessen machen, was er erduldet. Mein Vater war durch mehrere Jahre krank und abhängig von der Hilfe anderer. Ich kann mich nicht entsinnen, daß wir ihn darum weniger geliebt hätten, daß wir nicht alle von Herzen gern die Mühen und Sorgen für ihn weiter getragen.“

„Das war Euer Vater,“ sagte Heribert von Guilerin in hörbarer Bitterkeit, „ich zweifle nicht daran, daß Ihr ihn liebtet.“

„Ich hatte Ursache dazu,“ sprach Paula mit schimmernden Augen. „Mein Vater war mir die Verkörperung alles Edlen, alles Hohen auf Erden.

Ich kann nicht anders, als mit Freude und Stolz mich erinnern, daß ich seine Tochter war."

Ob sie auch seiner mit der gleichen Wärme gedenken würde, wenn er von ihr gegangen war? Herr Heribert zweifelte daran. Was hätte er gegeben, in diesen meerestiefen Augen einmal einen Strahl der innigen Zärtlichkeit aufblitzen zu sehen! Sie blieben kalt für ihn; sie würden keine Thräne haben, wenn der Tod ihn abgerufen, bald würde er vergessen sein, und um die junge, schöne, reiche Witwe sich die Schar der Freier drängen. Die Vorstellung war schon jetzt genügend, ihm Pein zu erwecken, aber nein, sie würde ihm so bald keinen Nachfolger geben mögen. Ihr Herz war bei ihm, über dessen Haupte das Verderben seine schwarzen Flügel schlug, näher und näher es umkreisend, bis es ihn aus der Reihe der Lebenden gestrichen.

Es war eigentlich eine Thorheit, eifersüchtig auf ihn zu sein, der so sichtbar seinem Verhängnis schon verfallen war und der niemals der Ihre werden konnte, aber er mißgönnte ihm das Mitleid sogar, das Paula an seinem Geschick hegen konnte und das sich steigern mußte, wenn er in ihren Gesichtskreis kam.

Ob sie es denn ahnte, daß er in kurzer Frist hier sein würde? Die Frauen hatten eine seltsame Gabe, alles viel früher zu entdecken, als man es ihnen mitteilte. Und was sie wohl dabei empfinden mochte? In einer Anwandlung rachsüchtiger Bosheit nahm er sich vor, bei der nächsten Gelegenheit sie von der neuen Entscheidung über Dom Duarte in

Kenntnis zu setzen; die Art, wie sie die Nachricht auffaßte, mußte ihm ihr innerstes Fühlen kundgeben.

„Nehmt das Buch und leset," gebot er.

Paula schlug die Seite auf, an welcher sie aufgehört hatte und begann mit ihrer weichen klaren Stimme zu lesen. Es ermüdete sie heute mehr als gewöhnlich; sie zog es jedoch dem Gespräche mit ihrem Gatten vor, das sich meist unerquicklich für beide gestaltete. Kaum kannte sie es anders, seit sie mit ihm vermählt war und mit nie ermüdender Geduld hatte sie bisher die Ausbrüche seiner üblen Stimmungen, die tausend kleinen Gehässigkeiten ertragen, die der verbitterte, in seinen Erwartungen enttäuschte Mann sie erleiden ließ. Seit kurzem wurden sie ihr quälender als sonst, — war es, weil ihrer Seele, durch den verborgenen Kummer bedrückt, das Gleichgewicht fehlte, das den Härten des Anderen die unbewußte Überlegenheit eines geklärten Geistes entgegenzusetzen vermag?

Der kranke Körper fühlt die leiseste Berührung von außen her, als einen schmerzenden Schlag, die kranke Seele jedes rauhe Wort und jeden bösen Blick gleich einer neuen Wunde. Das Trostverlangen, das unausgesprochen stets wieder zurückgedrängt wird, weil wir dem Andern es nicht eingestehen wollen, daß wir trostbedürftig sind, wandelt sich in jenes nagende Weh, das tropfenweise unseres Herzens Blut verzehrt. Kaum meinen wir den warmen Schlag noch zu verspüren, der es in reicher Liebe der ganzen Menschheit entgegentrieb; was es fortan nur noch

bewegt, es ist der nimmermüde Gedanke eines grenzenlosen Leides.

Paula hatte fast eine Stunde gelesen, als sie durch den Eintritt ihrer Mutter und ihrer Schwestern unterbrochen wurde, welche sich nach dem Ergehen des Freiherrn zu erkundigen kamen.

Frau von Juconers Aussehen trug das Gepräge sichtlicher Befriedigung; sie genoß in vollen Zügen die Vorteile ihrer veränderten Verhältnisse, hatte Beziehungen mit sämtlichen adligen Geschlechtern von Graz angeknüpft und lebte in wechselreicher, froher Geselligkeit von neuem auf.

Die kleinen Mädchen waren etwas gesetzter geworden, seit sie die Klosterschule bei den Ursulinerinnen besuchten; nur machten sie kein Geheimnis daraus, daß ihnen ihr ungebundenes Leben zu Leipheim besser behagt habe. An ihrer Paula hingen sie nach wie vor in kindlicher Liebe; sie war die Vertraute aller ihrer kleinen Leiden und Freuden, die gütige Fee, die alle ihre Wünsche erfüllte. Vor dem mürrischen Schwager hatten sie eine gewisse Scheu und stellten jetzt, da sie mit dem äußeren Leben mehr in Berührung kamen, Betrachtungen darüber an, daß sie an seiner Stelle einen jungen lustigen Schwager lieber gesehen hätten, der mit ihnen durch den Garten jagen und allerlei Kurzweil treiben konnte.

In zaghafter Zurückhaltung begrüßten sie den Kranken auf dem Ruhebette und setzten sich dann schweigend und ehrbar nebeneinander auf eine Polsterbank, unweit ihrer älteren Schwester, welche

der Mutter den Platz neben ihrem Gatten eingeräumt hatte.

Herr Heribert und seine Schwiegermutter waren vortreffliche Freunde. Die Edelfrau wußte, daß sie ihm schmeicheln müsse, um seiner Freigebigkeit stets sicher zu sein und er ließ sich ihr mütterlich Wesen gern gefallen, das ihm zu ersetzen suchte, was sein schönes kaltes Weib ihm verweigerte.

Sie begann auch heute damit, daß sie ihm die seidene Decke, die ihm entglitten, höher heraufzog, ein Kissen ihm unter den Kopf schob und aus ihrem Seitentäschlein ein Krystallbüchschen mit einer starkduftenden Flüssigkeit zog.

„Das habe ich mir vorhin von dem Mailänder Pharmaceuten für Euch geben lassen," bemerkte sie dabei. „Es ist ein Balsam, der in Santa Novella zu Florenz verfertigt wird und der Euren Schmerzen Linderung schaffen soll. Es geht Euch nicht gut gegenwärtig, Herr Sohn; ich sah es gleich, Ihr aber seid so tapfer, es vor andern, auch vor Euren nächsten Angehörigen nie zu zeigen."

„Welchen Zweck hätte es, gnädige Mutter, meine Umgebung mit dem eigenen Leiden zn plagen?" entgegnete der Freiherr. „Ich weiß, daß ich es in Geduld ertragen muß und verschließe jede Klage darüber in mein Inneres."

Geduld war freilich die letzte der Eigenschaften, welcher Herr Heribert sich hätte rühmen dürfen. Frau von Juconers sanft lächelndes Antlitz würde

jedoch kaum gewagt haben, auch nur den leisesten Zweifel an seiner Rede auszudrücken.

„Ich habe Euch oftmals bewundert,“ lispelte sie, „und möchte Euch jedem von uns als ein herrliches Vorbild eines Helden auf dem Kreuzeswege darstellen. Wie erhebend wirkt ein derartiges Beispiel auf jegliches Gemüt, wie danke ich dem Herrn, daß er meiner Tochter einen so würdigen Gatten gegeben hat. Möge sie dies allezeit erkennen!“

Sie öffnete die Krystallbüchse, um Herrn Heribert den Geruch des Balsams atmen zu lassen.

„Der Pharmaceut,“ fuhr sie fort, „hatte viel Schönes und Seltenes aus meiner Heimat, das mir die Sehnsucht nach dem Lande meiner Väter wachrief. Fast hätte ich ihm einige golddurchwirkte Stoffe und wertvolle Kleinodien abgekauft, die ihm mit anderen Waren zugesandt worden, aber das Geld, das Ihr mir gabet, ist zu Ende und ich würde mich scheuen, Eure Großmut von neuem in Anspruch zu nehmen.“

„Des seid ohne Bedenken, gnädige Mutter,“ sprach der Freiherr, „Ihr mögt Euch bei Eurem Heimatgenossen auswählen, was Euch wohlgefällt. Er wird von mir Zahlung erhalten.“

„Ich sagte es immer, Ihr seid der gütigste der Menschen,“ rief Frau Petronilha erfreut. „Bei Euch hat man nur zu danken.“

Paula begann das Gaukelspiel lästig zu werden; ihr lauterer Sinn sträubte sich gegen die Berechnung, die sie aus den Worten ihrer Mutter hörte.

„Wo brachtet Ihr den Nachmittag zu?“ mischte sie sich plötzlich in das Gespräch. „Ich klopfte an Eure Thür, doch Ihr waret nicht daheim.“

„Ich besuchte Frau von Stubenberg,“ war die Antwort, „und erfuhr dort eine Nachricht, die mich höchlich überraschte.“

„Frau von Stubenberg ist von allen Dingen, die sich in der Stadt zutragen, stets genau unterrichtet,“ meinte Herr Heribert spöttisch. „Ich zweifle nicht, daß sie auch heute viel Unterhaltendes wußte.“

„Nicht was sie, sondern was ihr Gemahl mir mitteilte, hat mich zu lebhaft beschäftigt, um es Euch verschweigen zu können,“ sagte Frau Petronilha. „Es betrifft einen Mann, den wir alle kennen, den Prinzen von Braganza, Euern einstigen Gast zu Leipheim.“

„Ah, Ihr hörtet, daß man ihn hierher zu bringen beabsichtige,“ warf der Baron wie gleichgültig hin. „Ich erfuhr es durch Briefe, die ich heute von Passau empfing. Was weiter?“

Er sprach zu seiner Schwiegermutter, sein Blick aber wandte sich zu Paula, die unbeweglich neben ihren Schwestern saß.

„Herr von Stubenberg wird ihm als kaiserlicher Kommissarius entgegenreisen,“ erwiderte Frau von Juconer auf seine Worte. „Er machte eine Andeutung, als ob man Geheimnisvolles mit dem Prinzen vorhabe, das noch nicht offenbar sei.“

„Graf Thurn schrieb mir, daß die Rede gehe, man wolle ihn nach Spanien bringen,“ sagte Herr

Heribert trocken. „Es war von vornherein die Absicht.“

Die weitgeöffneten, entsetzten Augen seiner Gattin hefteten sich auf ihn. Ein wilder Triumph durchzuckte seine Brust; es war ihm ein unsägliches Vergnügen, daß sie litt.

„Ich begreife solch ein Vorgehen kaum,“ sprach Frau von Juconer nachdenklich. „Was kann es Spanien für einen Vorteil bringen, Dom Duarte in der Gewalt zu haben?“

„Die Genugthuung, sich an einem Feinde rächen zu können, indem man ein Mitglied seines Hauses straft, ist Vorteil jederzeit,“ entgegnete der Kranke. „König Philipp wird es gleichfalls so verstehen und um keinen Preis den Bruder Dom Joaos wieder hergeben, wenn er ihn einmal hat.“

„Aber der Prinz hat eigentlich nichts begangen.“

„Das kommt hierbei nicht in Betracht; Joao mag den Dorn in seiner neuen Krone immerhin ein wenig spüren, daß sein Bruder für ihn büßen muß; der König besitzt eben kein anderes Mittel, an ihn zu gelangen.“

„Dom Duarte hätte sich dem Kaiser nicht stellen sollen,“ sagte die Edelfrau, die sich erinnerte, daß sie für den schönen, ritterlichen Mann zu Leipheim eine stille Bewunderung gehegt hatte.

„Es war eine Thorheit, daß er es that, und ein Leichtsinn dazu.“

„Nein, mein Gemahl,“ ließ sich Paulas Stimme

vernehmen, „es war das großherzige Vertrauen in die Redlichkeit dessen, den er Freund genannt.“

„Seid Ihr noch da, Paula?“ fragte Herr von Guilerin nachlässig. „Ihr habt ja immer eine besondere Auffassung der Dinge; so auch jetzt.“

„Ich kann mir nicht denken,“ antwortete sie, „daß meine Auffassung in diesem Falle von der aller rechtschaffenen Menschen abweichen würde.“

„Wollt Ihr damit sagen, daß der Kaiser nicht rechtschaffen sei, da er den Prinzen verhaften ließ?“

„Ich überlasse Euch diesmal die Auffassung meiner Worte, die Ihr nach Belieben deuten mögt,“ entgegnete Paula kalt.

„Es ist günstig, daß Ihr von Regensburg weit genug entfernt seid, um nicht gehört zu werden.“

„Ich würde auch dort kein Geheimnis aus meiner Meinung machen.“

„Das Recht muß ich Euch bestreiten. Die Freifrau von Guilerin darf ihre Gedanken nicht beliebig zum Ausdrucke bringen.“

„Nein, das darfst Du nicht, mein Kind,“ bestätigte Frau von Juconer, die einem Zwiste vorbeugen wollte, der zwischen den Gatten so häufig war. „Du mußt Bedacht auf die Stellung Deines edlen Gemahls nehmen, auch wenn Deine Jugend Dich zu einem raschen Worte hinreißen möchte.“

Paula schwieg; um ihre Lippen spielte ein bitteres Lächeln.

„Dem Prinzen geschieht ja nichts Übles,“ versetzte Herr Heribert. „Er ist unfrei, sonst nichts.“

„Ihr empfindet es mit Kummer, daß Ihr unfrei durch Eure Krankheit seid," konnte Paula sich nicht enthalten zu sagen. „Bedeutet der Verlust der Freiheit nichts für einen jungen, thatkräftigen Mann?"

„Wie Euch sein Schicksal nahe geht!" sprach ihr Gatte boshaft. „Ihr könnt den einstigen Ritter nicht vergessen."

„Ich müßte es erst lernen, unempfindlich gegen Menschenleid zu werden, wenn ich Dom Duarte nicht bemitleidete; ich hoffe, daß mir diese Kenntnis erspart bleibe."

Vincentia zupfte ihre Schwester am Kleide. „Kommt Herr Eduard her?" fragte sie halblaut. „Dann sehen wir ihn bald wieder."

„Ihr sehet ihn nicht, meine Kleine," erwiderte Paula mit unterdrücktem Schmerze, „denn er ist gefangen."

„Wir gehen zu ihm in sein Gefängnis," rief Armgard.

„Das werdet Ihr bleiben lassen," herrschte ihr Schwager sie an.

Das Kind schmiegte sich erschreckt an Paula, die den Arm um sie schlang, als wolle sie sie vor dem Unwillen des Freiherrn schützen.

„Erlaubt Ihr, mein Gemahl, daß ich die Kinder in ihr Zimmer bringe?" fragte sie. „Es ist spät und sie könnten Euch belästigen."

„Thut, wie es Euch beliebt; Eure Mutter ist ja bei mir."

Die junge Freifrau ging mit den Kindern hin-

aus. Sie mußte auf dem Korridor einige Sekunden stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Die Qual der letzten Stunden drohte sie zu überwältigen; sie preßte beide Hände auf das Herz.

Die Kinder zogen sie gewaltsam weiter. „Komm mit," flüsterten sie, „daß er nichts hört," sie deuteten auf die Thür, hinter welcher Herr Heribert sich befand, „wir sprechen wieder von Herrn Eduard, wie in Leipheim, als er mit uns ging, und wir besuchen ihn doch, wenn er herkommt, und thun ihm alles Liebe an."

Paula küßte die Kleinen und ließ sich von ihnen in ihr Zimmer führen.

Sie kleidete, wie in vergangenen Tagen, die Schwestern aus und faltete ihnen die Händchen zum Gebete.

„Bittet für ihn, der Euch stets gütig war," sagte sie, „bittet, daß ihn Gott aus seiner Not erlöse, und bittet auch für mich."

Neuntes Kapitel.

Am dritten Juli des Jahres 1641 langte Dom Duarte in Graz an. Zwölf Dragoner unter dem Befehle des Hauptmanns Nikolaus Capelli umgaben den Wagen, der von Don Mello eigens zu dieser Reise nach Passau gesandt worden. Schon räumte man den Spaniern gewisse Rechte ein, über seine Person wie über die Art seiner Gefangenhaltung zu verfügen; unmerklich ging die Gewalt über den Infanten in die Hände jener, deren Streben es von Anbeginn gewesen, ihn zu verderben.

In Passau war sein Aufenthalt durch die Gunst des Erzherzogs erträglich gemacht worden. Die allgemeine Teilnahme aber, die ihm von der ganzen Bevölkerung entgegengebracht wurde, mißfiel seinen Bedrückern zu sehr, um nicht auf eine Änderung zu bringen. War man erst in Graz, so lag Italien nicht mehr fern und dorthin würde keiner seiner Anhänger sich wagen, ihm Trost oder Rettung zu bringen.

Herr von Stubenberg hatte Navarro sein eigenes Haus als Wohnung für den Prinzen angeboten.

Der Geheimschreiber schlug es aus und wählte ein geringeres Haus in der Nachbarschaft des ersteren, dessen Räume für das Gefolge kaum ausreichende Unterkunft boten.

Navarro erklärte daher dem gefangenen Fürsten kurz, daß die Zahl seiner Diener eingeschränkt werden müsse, da weder die Größe des Hauses, noch die ihm bewilligten Gelder für den bisherigen Hofhalt genügend seien.

„Ihr habt das nämliche mir schon in Passau gesagt,“ erwiderte Duarte, „und ich stellte es meinen Dienern frei, mich zu verlassen. Die Getreuen weigerten sich es zu thun, obgleich es mich schmerzt, daß sie neben der Gefangenschaft auch noch Entbehrung teilen sollen. Ist es jedoch nur der Mangel an den nötigen Mitteln, der es Euch wünschenswert macht, weniger Gefolge bei mir zu sehen, so fragt bei Seiner Majestät an, ob es mir gestattet werde, die Silbergeräte zu verkaufen, die in meinem Besitze sind. Es befinden sich wertvolle Stücke darunter und der Erlös daraus würde für Monate hinreichen.“

„Ich machte bereits einen derartigen Vorschlag nach Regensburg,“ sprach Navarro, „wurde indessen aus der Hofkanzlei abschlägig beschieden und mir bedeutet, mich in anderer Weise zu behelfen, was nur auf dem Eurer Hoheit angegebenen Wege stattfinden kann. Es könnte zum Beispiel der Koch entlassen werden, dessen Arbeit ein hiesiger Gasthof mit Leichtigkeit übernehmen würde.“

„Mein guter Perez,“ sagte Duarte. „Es wird

ihm schwer ankommen zu gehen, aber er klagte schon seit einiger Zeit darüber, daß ihm die Vorräte zur Herstellung der Speisen nicht rechtzeitig, noch in brauchbarem Zustande verabfolgt würden. Zum Glück bin ich als Kriegsmann nicht an Tafelfreuden gewöhnt und kann mich mit der einfachsten Kost begnügen."

„Die Gattin des Sekretärs Eurer Hoheit ist ferner zu bestimmen, sich ein anderes Obdach zu suchen," fuhr Navarro fort. „Sie war aus Mitleid nur von mir unter Eurem Gefolge geduldet."

„Ich möchte Euer Mitleid auch ferner für sie anrufen, Don Navarro," sprach der Prinz. „Ihr wisset, daß ich für mich nichts begehre, so lasset mich wenigstens für jene mich verwenden."

Navarro zuckte die Achseln. „Es ist gegen die Vorschriften, nach welchen ich handeln muß; doch werde ich Eurer Hoheit Bitte eingedenk sein. Eine weitere Verfügung habe ich noch mitzuteilen, welche die Abberufung des Beichtvaters Eurer Fürstlichen Gnaden, Pater Taifols, anbetrifft."

Der Prinz fuhr empor. „Wie, meinen Beichtvater wollt Ihr mir nehmen?" rief er erregt. „Es kann nicht sein! In alles will ich mich ohne Murren finden, nur diesen Freund und Arzt der Seele lasset mir."

„Eure Hoheit wird einen anderen erhalten," entgegnete sein Kerkermeister unerschüttert. „Über Pater Taifol ist vom Bischof bereits entschieden worden, der eine Pfarrei in Franken ihm zugedacht."

Duarte wandte sich schweigend ab. Er bedurfte all seiner Selbstbeherrschung, um seinem Peiniger nicht die Bitterkeit zu zeigen, die ihn zu überwältigen drohte. Er wußte, daß es von keinem Nutzen sei, daß er sein Los und das seiner Getreuen nur verschlimmere, wenn seine Standhaftigkeit ihn verließe, und daß der Stolz, der ihn bisher aufrecht erhalten, der einzige Schild gegen die Angriffe seiner Feinde sei.

Nicht mit Unrecht sagte ein Zeitgenosse von dem fürstlichen Märtyrer, „daß er der Palme gleiche, die nach Sturm und Wetter herrlicher ihr Haupt erhebt; so trägt auch Dich die göttliche Gnade, ererhabener Prinz, um über Deine Verfolger zu triumphieren!“

Navarro empfand mit innerem Mißbehagen die sittliche Größe und Überlegenheit seines Gefangenen und sie dienten dazu, seinen Haß gegen ihn zu mehren. Das Bewußtsein, einen Anderen wissentlich geschädigt zu haben, weckt in verderbten Gemütern weder Reue noch Bedauern; die Geduld, der Hochsinn des Geschädigten ist gegen sie eine Anklage mehr, weil sie in erdrückender Weise einen Gegensatz zu der Niedrigkeit dessen bildet, der die Hand zu seinem Untergange bietet.

Im Spiegel eines großen reinen Wesens erkennt der Mensch sein eigenes Selbst; das Zerrbild, welches ihm entgegenblickt, mahnt ihn an das, was er verlor und was er dem Anderen uneingestanden tödlich neidet. Kein Haß ist unauslöschlicher, als der des Gefallenen gegen

den, der ohne Makel vor ihm steht, — es ist die himmelstürmende Empörung Lucifers gegen ihn, der ihn aus seinem Reiche stieß und dem Vertriebenen als ewigen Stachel die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese in die Brust legte.

* *
*

Andrea hatte die Tage seit der Abreise von Passau in unruhiger Sorge verlebt. Der Kämmerer, Dom Luiz Pereira, hatte ihr mitgeteilt, daß man das Gefolge Dom Duartes zu vermindern beabsichtige, und sie ahnte, daß Navarro auch ihr Bleiben nicht mehr gestatten würde. Mit ängstlichem Bemühen war sie einem Zusammentreffen mit ihm ausgewichen; nie verließ sie ihr Zimmer ohne die Begleitung ihres Gatten, wenn sie, um etwas frische Luft zu schöpfen, in den Garten ging, und war Leonhard bei seinem Herrn beschäftigt, begab sie sich zu Pater Taifol oder einem der übrigen Mitgefangenen. Navarro entging ihre Vorsicht nicht; er machte keinen Versuch, sich ihr zu nahen, und schon hoffte sie, für immer von seiner zudringlichen Aufmerksamkeit befreit zu sein.

Auch auf der Reise nach Graz hatte er ihr keine sonderliche Beachtung geschenkt und nur dafür gesorgt, daß sie diese nicht zu Pferde, sondern auf einem der Wagen machte, die das Gepäck des Prinzen trugen. Um so heftiger erschrak sie, als er einige Stunden nach ihrer Ankunft ungemeldet in das Zimmer drang, in welchem sie einige Sachen für

ihre Gefährten ausbesserte. Ihre geschickten und fleißigen Hände erwiesen sich bei vielen Gelegenheiten als ebenso hilfreich wie nützlich.

„Ich finde Euch nach langer Zeit einmal allein, Frau Andrea," begann Navarro. „Wo ist Euer Mann, der in den letzten Monaten Euch nie aus den Augen ließ?"

„Er hilft Dom Magalhaes das Zimmer Seiner Hoheit etwas bequemer einzurichten, muß aber sogleich zur Stelle sein, wenn Ihr ihn sprechen wollt."

„Es eilt nicht," erwiderte Navarro, „mein Besuch gilt Euch, eine Mitteilung Euch zu machen, die Euch unlieb sein wird."

Ein Schatten flog über ihr Angesicht. „Ich bin an Trauerbotschaften seit langer Zeit gewöhnt," entgegnete sie, „und muß es mit Fassung tragen, wenn mich eine neue erreicht."

„Daran seid Ihr selbst schuld, mein schönes Kind. Wir alle haben unser Schicksal in der eigenen Hand und unsere fehlerhafte Wahl ist es, die es zu einem unglücklichen gestaltet."

„Glaubt doch das nicht, Don Navarro. Wir stehen nur in seltenen Fällen über unserem Schicksal, das durch die Verkettung der mannigfaltigsten Umstände in seine Bahn gelenkt wird."

„Damit wollt Ihr Euer selbstgewähltes Mißgeschick vor Euch nur entschuldigen. Sagt mir, ob Ihr die Änderung nicht in Eurer Gewalt hattet?"

Andrea nahm ihre Näharbeit wieder zur Hand. „Wenn Ihr es mir doch ersparen wolltet, Eure

Vorwürfe über unabänderlich Geschehenes zu wiederholen."

„Ihr dauert mich; das ist alles, was ich darauf erwidern kann. Ihr dauert mich noch mehr, da ich Euch ankündigen muß, daß Ihr dieses Haus zu verlassen habt."

Die Nadel entsank ihrer Hand. „Dieses Haus verlassen?" wiederholte sie. „Und weshalb?"

„Aus sehr einfachem Grunde," antwortete er, „Ihr habt kein Recht, hier zu sein und dankt es nur meiner übergroßen Nachsicht und Milde, daß ich gegen Eure Anwesenheit nichts einwendete."

„Ich vergaß dies nie," sagte Andrea. „Aber weshalb wollt Ihr jetzt weniger gütig sein und mich von meinem Manne trennen?"

„Jegliche Güte setzt eine Gegenleistung voraus, holdselige Frau; habt Ihr dies niemals vernommen? Ihr seid wenig gütig gegen mich gewesen."

Andrea errötete. „Don Navarro," entgegnete sie ernst, „Ihr kanntet meiner Eltern Haus, Ihr kanntet die Sitten, die dort herrschten. Auch an diesem Platze, auf welchem Ihr mich zur Stunde sehet, bin ich Aloys Hekkings Tochter, die Achtung und Ehrerbietung von jedem Manne zu fordern berechtigt ist, der ihr naht."

„Die von Euch gerühmte Sitte Eures Elternhauses habt Ihr durch Eure Flucht mit Leonhard Koscielski zu arg verletzt, um sie als Schutzwehr für Euch gebrauchen zu dürfen," antwortete er ironisch.

„Euer hoher Ton war vor einem Jahre vielleicht noch am Orte, jetzt nicht mehr."

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß Andrea eine offene Beleidigung in das Angesicht geschleudert wurde, das erste Mal, daß sie die Übermacht der Roheit über die eigene Schutzlosigkeit empfand.

„Ich glaubte, Don Navarro sei zu ritterlich, um für eine wohlverdiente Zurückweisung Rache an einem Weibe zu üben," sagte sie mit blutlosen Lippen.

„Die Ritterlichkeit ist sehr oft in dieser Welt eine Thorheit, wenn man ein Ziel vor Augen sieht, das man auch ohne sie erreichen kann," erwiderte er. „Ich für meine Person werde sie nie anwenden, sofern ich dadurch Schaden hätte. Doch lasset uns nicht um Worte streiten, sondern zur Sache kommen. Ihr möchtet hierbleiben; ist es nicht so?"

„Es ist Euch zur Genüge bekannt, daß es mein Wunsch ist."

„Nun, damit Ihr erkennet, daß ich nicht unversöhnlich sei, will ich es weiter gestatten, allerdings nur unter einer Bedingung."

„Welche?" fragte Andrea schroff, während eine schreckliche Ahnung in ihr aufstieg.

„Daß Ihr nicht mehr so spröde gegen mich seid, wie bisher. Ihr müsset einsehen, daß dies eine leicht erfüllbare Bedingung ist."

„Ihr seid ein Elender, den ich verachte," brauste die junge Frau auf, „ich werde Leonhard herbeirufen, Euch zur Rechenschaft zu ziehen."

„Das wäre sehr unklug, meine reizende Gefangene, Ihr hättet damit Eures Mannes Urteil gesprochen. Habt Ihr vergessen, daß Ihr alle, auch Euer Prinz, in meiner Gewalt Euch befindet? Die geringste Auflehnung gegen mich kann Eurem Manne teuer zu stehen kommen.“

Der Blick, der ihn aus Andreas Augen traf, machte ihn verstummen; es kam ihm für die Dauer einer Sekunde zum Bewußtsein, daß er nicht weiter gehen dürfe.

„Ihr habt demnach die Absicht, an meinem Manne zu strafen, was Euch gegen mich aufbringt?“ fragte Andrea in schneidendem Hohne.

„Es steht bei Euch, ob ich es thue.“

„Und weigere ich mich, werdet Ihr mich zwingen, mir ein anderes Obdach zu suchen?“

„Ich muß auf meiner Bedingung beharren.“

Es herrschte einige Minuten tödliches Schweigen zwischen ihnen, dann rang es sich von Andreas Lippen mit einer Stimme, die jeglichen Klang verloren: „So ziehe ich es vor, in dieser Stunde noch zu gehen.“

Er hatte eine derartige Entscheidung nicht erwartet; mit einer Art Betroffenheit schaute er auf das schöne Weib, das unbeweglich, starr in seinem Schmerze, aber auch unnahbar in diesem, vor ihm stand.

Er wandte sich zur Thür. „Besinnt Euch,“ sagte er rauh. „Ein entscheidend Wort ist im Trotze rasch gesprochen. Es wird Euch reuen; verlasset Euch darauf.“

Andrea sank, als Navarro gegangen war, wie gelähmt auf den Holzschemel zurück, der ihr zum Sitze gedient hatte. Der Ekel über das, was sie erlebt, drohte sie zu ersticken, er drängte fast das brennende Weh zurück, mit dem sie der Trennung von ihrem Gatten gedachte. Es stürmte durch ihren Geist, — Leonhards Schicksal, das seines Herrn, an dem er mit so viel Liebe hing, und daß es jener Mann sei, der ihr Verderben besiegeln könne. Taquet hatte ihr angeraten, seines Wohlwollens sich zu versichern, — sie schauderte. Er hatte wohl nicht geahnt, mit welchem Preise sie es erkaufen solle.

Hinweg, hinweg von hier; die Mauern schienen sie zu erdrücken, die die Schmach mit angehört, welche der Freche ihr angethan, der helle Tag dünkte ihr grausam und erbarmungslos, weil seine Sonne sich der unermessenen Erdenqual nicht abwandte, die ihre Strahlen allerorten trafen. In fieberischer Hast packte sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen. So bitter war das Scheiden einmal schon gewesen, als sie, von den Eltern verstoßen, aus der Heimat zog, aber damals war er mit ihr gegangen, für den sie gelitten, und seinen Liebesworten war es nach und nach gelungen, ihre Thränen versiegen zu machen. Heute ging sie allein in die Welt hinaus, die eine Stätte für ein vertriebenes, einsames Weib nicht besitzen würde.

Und Leonhard? Was sollte sie ihm sagen? Er durfte den wahren Grund nicht einmal erfahren, der sie zum Scheiden zwang. Er war aufbrausend und

hitzig; die Beleidigung, die man seinem Weibe zugefügt, konnte ihn um alle Besinnung bringen, ihn herausfordern, sie an Navarro zu rächen. Allgütiger Gott, nur das, nur das nicht! Der tückische Spanier war zu allem fähig. Sie durfte sich nicht verraten, nicht die geringste Anklage laut werden lassen, um jener willen, die für sie die Strafe zu erdulden hatten.

Leonhard trat in das Zimmer, als sie reisefertig war. „Andrea, was bedeutet das? Wohin willst Du?“ rief er.

Sie nahm all ihren Mut zusammen, ihm jetzt zu sagen, was ihm einen vernichtenden Schmerz bereiten mußte.

„Ich bin zu der Erkenntnis gelangt, daß ich doch wohl hier nicht bleiben kann,“ sagte sie unsicher, „und daß es besser sei, wir trennen uns für einige Zeit, bis des Prinzen Befreiung erfolgt ist.“

„Was ist geschehen, diesen Entschluß in Dir aufkommen zu lassen?“ forschte er erschreckt. „Hat Navarro Dir Dein ferneres Bleiben verboten? Der Nichtswürdige! Er plante schon seit lange eine neue Bosheit und weiß nur zu gut, wo er uns am schärfsten treffen kann.“

„Nein, nein!“

Er blickte sie durchdringend an; eine dunkle Blutwelle schoß über sein Gesicht. „Ich traf Navarro vorhin im Hausgange. War er bei Dir?“

„Ja, eine kurze Zeit.“

„Du verbirgst mir etwas. Schon einmal sah ich Dich, wie heute, als Du mit ihm gesprochen. Er

wird doch nicht — ich wage kaum es auszudenken, — in unziemlicher Weise sich Dir genaht haben?"

„Wie kannst Du solches glauben?"

Seine Hände ballten sich, seine Augen nahmen einen wilden Ausdruck an. „Ich kenne keine Schonung," stieß er hervor, „wenn man Dich anzutasten wagte! Mit diesen Händen will ich ihn erwürgen, gleichviel, was darauf aus mir wird."

Vor seinem erschreckenden Anblick wich sie zurück. „Sei ruhig, Leonhard," mahnte sie, „erinnere Dich, daß Du kein Recht hast, wider jenen Mann aufzutreten, daß schon ein Verdacht, unvorsichtig gegen ihn geäußert, Dir und dem Prinzen die höchste Gefahr bringen kann."

Dem Prinzen! Die Mahnung war genügend, ihn zu sich selbst zurückzuführen. Er senkte den Kopf.

„Antworte mir auf Deine Ehre, ob ich mich mit meinem Argwohn täusche," sprach er, etwas gefaßter.

Es arbeitete in ihr; die erste Lüge ihres Lebens wollte nicht über ihre Lippen; sein Blick, der finstere und unheilverkündende, ruhte gebietend auf ihr und „ja" klang es durch den Raum, laut und vernehmlich, wie der Mut der Verzweiflung nur zu sprechen lehrt.

„So willst Du fort, weil Dir die Beschwer zu groß, die Dir Dein jetziges Leben auferlegt?" fragte er. „Ach, ich kann Dir keinen Vorwurf daraus machen. Du bist den Opfern und Drangsalen nicht gewachsen, die das Los des Gefangenen begleiten."

Andrea schwieg. Wie gerne hätte sie ihm gesagt, daß sie mit ungebeugtem Sinne alles, alles tragen wolle, um bei ihm zu sein, doch war es vielleicht besser, ihn in dem Glauben zu lassen, daß die Bürde ihr zu drückend sei, die sie auf sich genommen.

„O, mein Geliebter, zürne nicht," murmelte sie abgewandt. „Lasse mich von Dir gehen und Gott bitten, daß er uns unter einem glücklicheren Sterne wieder vereine."

Er drückte seine Hand vor die Augen. „Ich halte Dich nicht zurück, Andrea," sprach er mit eigentümlich bedeckter Stimme, „wenn Du freiwillig, nicht durch den Befehl unseres Kerkermeisters gezwungen, mich verlassen willst. Ich weiß, daß ich vor einem Jahre schon stark genug hätte bleiben müssen und nicht Dein reiches, hoffnungsvolles Leben an mein zerstörtes ketten durfte. Du hast die Bitternis, der wir entgegengingen, in Deiner Unerfahrenheit damals unterschätzt, das neue Unglück, das mit unserem Herrn zugleich uns traf, konnten wir freilich nicht voraussehen. Es ist zuviel für Dich; ich sehe es ein. Dir wird vielleicht noch Besseres zu teil, wenn Du Dich von mir lossagst; möge Dir die Trennung leichter werden, als mir. Mehr als alles in der Welt, mehr als die Hoffnung meiner Seligkeit habe ich Dich geliebt."

„Leonhard!"

Der Name kam wie unterdrücktes Schluchzen aus ihrer Brust, sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich in seine Arme stürzen, im nächsten Augen-

blicke zuckte sie zurück. Es durfte nicht sein. Nur nicht noch einmal einer Schwäche nachgeben, die sie um die qualvoll errungene Beherrschung brachte, sie würde, in Thränen aufgelöst, ihm alles, alles eingestehen müssen, wenn sie jetzt dem Drange ihres Herzens folgte.

„Ich möchte Dir danken," fuhr er fort, „aber ich weiß, daß alle meine Worte für mein Empfinden mir arm erscheinen müßten. — Möge denn der Gott, der unsere Bahnen lenkt, in seinen Schutz Dich nehmen und Dir glücklichere Tage schenken, als sie Dir an meiner Seite werden konnten."

„Ich war glücklich, Leonhard, o, so sehr," stammelte sie, während Thränen langsam und schwer über ihre Wangen rannen.

„Du wirst vergessen, daß Du es zu sein glaubtest, und dieses kurze Jahr wird Dir wie ein Traum erscheinen, der lastend auf Dir lag. Ich begreife Dich auch darin und so lebe wohl!"

„Willst Du mir Deine Hand nicht noch einmal reichen?" fragte sie schmerzlich.

„Es ist besser, wenn ich es nicht thue," erwiderte er. „Vielleicht ließe ich die Deine nicht mehr los, vielleicht — wäre ich versucht, Dich unter meinen Küssen zu töten, um Dich nicht an die Welt verlieren zu müssen, nach der Du zurückverlangst. Ich forsche nicht einmal, wohin Du gehst, damit ich nie mehr in Dein Leben einzugreifen fähig sei. Es soll kein Band Dich fortan mit der Vergangenheit verbinden."

Sie antwortete nicht. Was hätte sie sagen

sollen? Sie wagte ihm kaum zu zeigen, wie unsäglich sie unter seinen Worten litt. Stumm nahm sie ihr Bündel in die Hand und verließ zögernd das Gemach.

Er sah ihre Gestalt sich entfernen, er hörte den Riegel in das Schloß fallen, — dann aber sah und hörte er nichts mehr; mit einem halberstickten Aufschrei brach er auf dem Boden seines ärmlichen Zimmers zusammen.

* *
*

Andrea war langsam, fast ohne zu wissen, wohin ihr Weg führte, zu dem Ausgange des Hauses geschritten, wo ihr der die Dragoner befehligende Kapitän Nikolaus Capelli entgegentrat.

„Wohin wollt Ihr, Frau von Koscielski?“ redete er sie an. „Habt Ihr Erlaubnis, auszugehen?“

„Nein,“ antwortete sie, „ich gehe für immer fort.“

„Wie soll ich Euch verstehen?“

„Fragt Don Navarro und sagt ihm zugleich, daß ich seinem Gebote gehorchte.“

„Ah so, er will es nicht mehr,“ sprach der Kapitän, „konnte es mir denken, er murrt schon seit Passau, daß der Hofhalt Seiner Hoheit viel zu groß sei. Nun so lebt wohl und lasset auf ein besseres Wiedersehen uns hoffen.“

Er ließ ihr die Pforte öffnen; Andrea stand auf der Straße der fremden Stadt. Wohin sollte sie sich wenden? Sie hatte in dem Seelenkampfe der letzten

Stunde sich flüchtig erinnert, daß Paula Guilerin in Graz sich befände, aber sie scheute sich, von neuem hilfsbedürftig und bittend vor ihr zu erscheinen.

Geldmittel besaß sie nicht, um in einem Gasthofe sich ein Obdach zu verschaffen, und die ihren Eltern befreundeten oder anverwandten Häuser würden sich weigern, die verstoßene Tochter aufzunehmen.

Am Ausgange der Straße bemerkte sie ein großes, einzeln stehendes Haus, das dem Anscheine nach ein Kloster war. Einer der Vorübergehenden erwiderte ihr auf ihre Anfrage, daß es von den Ursulinerinnen bewohnt sei und daß die frommen Schwestern gar mildthätig und barmherzig seien. Sie entschloß sich, bei ihnen vorzusprechen; trotz ihres Männerkleides, das sie, um Aufsehen zu vermeiden, im Gefängnisse beibehalten, würden sie sie einlassen, wenn sie von ihrer Not vernahmen.

Sie hatte den eisernen Klopfer an der Außenthür noch nicht berührt, als die Flügel derselben aufsprangen und eine Anzahl kleiner Mädchen, geführt von einigen Laienschwestern, in das Freie schritten. Es waren die Töchter adliger Häuser, welche die Klosterschule besuchten und nach beendigtem Unterricht heimgeleitet wurden. An der Ecke der Straße wartete ein junges Mädchen in bürgerlicher Tracht auf den herannahenden Zug; Andrea erkannte ihres Gatten Schwester, Marcella, auf die aus der Schar der Kinder zwei kleine Mädchen zuliefen.

Sie begrüßte sie freundlich, die Kinder sprachen

hastig zu ihr und sie warf den Blick nach der Richtung, wo Andrea stand, aber schon war diese in das Thor getreten, die schwere Pforte drehte sich knarrend zu, ehe Marcella sie erreichen konnte.

Aufgeregt, von ungewisser Sorge erfüllt, kam sie zu ihrer Herrin.

„Die Kinder behaupten, Andrea, meines Bruders Frau, vor dem Ursulinerkloster gesehen zu haben," sagte sie. „Was kann das bedeuten? Und sollten die Kleinen sich nicht getäuscht haben?"

„Nein, nein, sie war es," riefen Vincentia und Armgard gleichzeitig. „Wir haben sie erkannt, wenn sie auch als Mann verkleidet war. Und sie sah blaß aus, ganz anders, als auf ihrer Hochzeit, wo es so hübsch war und wir noch nicht in die Schule mußten."

„Sie begleitete doch ihren Gatten bisher," sprach Paula nachdenklich. „Wie kommt sie in das Kloster? Ich möchte zu den Schwestern, nachfragen, ob sie wirklich dort ist."

„Wir wollen mit, Paula," riefen die Kinder, „wir wollen Andrea wieder haben."

„Heute nicht, meine Lieblinge," wehrte Paula ab. „Wir holen sie, wenn es angeht, zu uns."

„Das ist schön," jubelten die Schwestern, „dann spielt sie mit uns und erzählt uns Märchen, wie daheim. Aber," fügte Vincentia ängstlich hinzu, „wird es Dein Mann auch erlauben? Er war heut wieder bös und zankte uns, weil wir Lärm machten."

„Er ist krank," begütigte Paula, „darum stört ihn jedes Geräusch. Ihr müßt ein anderes Mal

vorsichtiger sein. Er wird es gern gestatten, daß Andrea unser Gast ist.“ —

Die Gattin Leonhards hatte sich der Äbtissin der Ursulinerinnen entdeckt und von ihr die Erlaubnis erhalten, einige Zeit im Kloster bleiben zu dürfen. Paula, die noch an dem nämlichen Tage nach ihr zu fragen kam, traf sie, in die Tracht der Laienschwestern gekleidet, in einer der Zellen an, die zur Aufnahme von Gästen bestimmt waren, sich jedoch in ihrer Schmucklosigkeit kaum von dem Gefängnisse unterschieden, das sie verlassen.

„Du bist es dennoch,“ rief die junge Freifrau, ihr entgegeneilend. „Meine Schwestern haben sich Deiner zu wohl erinnert, um Dich sogleich wiederzuerkennen. O sprich, Liebe, was bringt Dich her, die ich bei Deinem Gatten wähnte?“

„Du sollst es wissen, Du allein,“ erwiderte Andrea, „ich glaubte, keine Macht der Welt sei stark genug, von Leonhard mich scheiden zu können, die Macht des Bösen aber ist die stärkste von allen und ihr mußte auch ich weichen.“

Sie teilte ihr in kurzen Worten den Grund mit, der sie von ihrem Gatten getrieben. Auch Paulas Wangen waren, gleich den ihren, in Zorn und Scham erglüht, als sie geendet hatte.

„Arme Andrea,“ sagte sie, „nein, Du konntest nicht bleiben, wo Dich Dein Herz und Deine Pflicht mit den teuersten Banden hielten. Und Du thatest wohl, es Leonhard nicht einzugestehen, was ihn mit gerechtem Hasse gegen den Schändlichen erfüllen mußte,

der seines Amtes Gewalt so schmachvoll mißbraucht."

„Mir ist das Herz fast gebrochen, als ich Leonhard in den Glauben versetzen mußte, mir würden die gebrachten Opfer zu schwer," sprach Andrea, „er wird sein Weib für schwach und wankelmütig halten, das dennoch sein Leben freudig für ihn gäbe."

„Er wird dereinst in besseren Tagen, die Gottes Gnade Euch gewähren wolle, sich überzeugen, daß Deine vermeintliche Schwäche einen um so größeren Heldenmut in sich schloß," versuchte Paula zu trösten, „und bis das Schicksal Euch wieder vereint, wird mein Haus Deine Heimat sein. Du findest Deines Gatten Schwester bei mir, mit der Du von ihm plaudern kannst, wenn Dich die Sehnsucht nach ihm verzehrt. Marcella ist ein liebes und verständiges Mädchen geworden, dessen gute Eigenschaften unter den gänzlich veränderten Verhältnissen sich trefflich entwickeln, sie wird Dir näher treten, als zuvor, Dir Freundin werden. Die furchtbare Erfahrung ihrer Jugend hat sie innerlich gereift."

„Es fehlten ihr in ihrem früheren Leben die sittlichen Vorbilder, die sie zur Nachahmung hätten spornen sollen," bemerkte Andrea. „Jetzt hat sie Dich! Kann ich erstaunen, daß sie gewandelt ist?"

Paula schüttelte leicht das Haupt. „Ich bin ein fehlerhaft Geschöpf, wie viele andere," entgegnete sie, „und habe dies nie deutlicher empfunden als jetzt. Wir streben dem entgegen, was uns als gut und recht erscheint und jede neue Wendung, die uns unser

Leben bringt, stößt uns in Unvollkommenheit, ja, in Versuchung zurück."

Ein feines Rot breitete sich abermals über ihre Wangen, als sie mit Überwindung die Frage an die Gefährtin richtete, die ihr seit ihrem Wiedersehen auf den Lippen schwebte: „Du sagtest mir bisher von dem Gebieter Deines Gatten nichts. Wie trägt er sein Geschick, das ungewisser ist als je?"

Andrea berichtete, was sie seit ihrem Eintreffen in Regensburg, als Mitgefangene ihres Mannes, erlebt; sie schilderte in warmen Farben die Geduld und Ergebung des Prinzen, die Güte und Sorge, die ihn trotz des eigenen Leidens für die Seinen erfüllte, sie entwarf eine ausführliche Beschreibung des Verfahrens, das man seitens seiner Feinde gegen ihn eingeschlagen, der vergeblichen Versuche seiner Anhänger, ihn zu befreien oder für ihn zu wirken und der niedrigen Quälereien, denen er seitens seines Kerkermeisters ausgesetzt war.

Es konnte ihr nicht entgehen, daß ihre Hörerin von der Erzählung tief bewegt wurde, ein trauriges Geheimnis, das ihr in Leipheim noch verborgen gewesen, schien sich ihr zu enthüllen; betroffen hielt sie endlich inne.

„Ich hätte Dir nicht alles sagen sollen," schloß sie, „diejenigen leiden zu sehen, die wir schätzen, ohne ihnen helfen zu können, ist bitterer, als der eigene Schmerz."

„Nein, nein, ich danke Dir, daß Du mir rückhaltlos mitteiltest, was Du erfuhrest," entgegnete

Paula mit Anstrengung, „doch lasse es genug für heute sein. Ich muß heim, des Barons Erlaubnis einholen, Dich bei mir aufnehmen zu dürfen. Wir setzen das Gespräch fort, wenn Du mein lieber Gast bist.“

Zehntes Kapitel.

Herr von Guilerin nahm Paulas Bitte in betreff Andreas mit sehr geringem Wohlwollen entgegen.

„Ihr wisset, wie ich über Eure Freundin denke," antwortete er, „und daß ich schon im vergangenen Jahre mich nicht für ihr vorgeblich Heldentum zu begeistern vermochte. Jetzt hat sie ihrer Abenteuerei die Krone aufgesetzt, in Männertracht mit dem Gefangenentroß zu ziehen, und da sie nicht weiter weiß, sollen wir sie beschirmen."

„Euer Urteil über die beklagenswerte Frau, die doch nur ihre Pflicht gethan, als sie zu ihrem Gatten ging, ist kein mildes," sagte Paula sichtlich verletzt. „Auch seid Ihr im Irrtum, wenn Ihr meint, daß sie bei uns um Obdach gebeten. Ich selbst ging zu den Ursulinerinnen, sie aufzusuchen, da es mir am Herzen lag, über ihr Ergehen etwas zu hören."

„Mein heutiges Urteil kann Euch unmöglich befremden," war die kalte Entgegnung, „denn es ist Euch bekannt, daß ich es niemals zu ändern pflege, besonders dort nicht, wo es einen verdienten Tadel

betrifft. Eine pflichtvergessene Tochter hat keinen Anspruch auf meine Achtung, denn was sie für ihren Gatten thut, rechne ich ihr nur geringe an. Ihre vielgepriesenen Opfer wurden ihr von der Leidenschaft vorgeschrieben."

„Ich kann darüber mit Euch nicht streiten, doch finde ich es erklärlich, daß man Großes für einen mit Leidenschaft geliebten Mann zu leisten vermag."

Er warf ihr einen bösen Blick zu. „Ich traue Euch ähnliches zu, denn Ihr seid schwärmerisch genug veranlagt, um grenzenlose Thorheiten zu begehen. Nur gut, daß Euch keine Gelegenheit dazu werden kann, und schade, daß Ihr Eure überschwenglichen Gefühle nicht dorthin lenkt, wohin sie eigentlich gehören." —

Der gleiche Vorwurf stets! Paula hatte ihn jetzt öfter zu hören, als je zuvor und es begann sich in ihr fast eine Art Mitleid für den Mann zu regen, der unter seiner verwundeten Eigenliebe, seiner geheimen Eifersucht auf alles, was ihr teuer zu sein schien, so sehr litt.

„Wollet mir denn Eure endgültige Entscheidung geben, ob ich Andrea zu mir nehmen darf," sprach sie nach einer kurzen Pause.

„Unser Haus ist voll," erwiderte er mürrisch. „Thut es denn not, noch mehr darin zu sehen, als schon vorhanden sind? Eure Schwestern bringen Unruhe genug mit sich, Eurer Mutter Zimmer wird tagsüber von Gästen nicht leer."

„Ihr äußert oftmals den Wunsch nach Unter-

haltung und Zerstreuung," sagte Paula, „meine Mutter glaubt in Eurem Sinne zu handeln, wenn sie die adligen Geschlechter der Stadt zum Besuche auffordert und Ihr nehmt gern an ihren Gesprächen teil."

„Nun, ja doch, wenn es eben meine Gesundheit gestattet, die der Ruhe bedarf."

„Ein einziges Wort an meine Mutter würde genügen, ihren zu lebhaften Verkehr einzuschränken; sie ist stets bereit, Eure Wünsche zu erfüllen."

„Mehr als Ihr allerdings; das ist wahr."

„Ich kann mich nicht erinnern, Euch ungehorsam gewesen zu sein."

Sie war es nicht, aber es war ja nicht ihr Gehorsam allein, was er verlangte.

„Und wenn es Euch so sehr zuwider ist, Andrea in Eurer Nähe zu wissen, so werde ich ihr anraten, bei den Ursulinerinnen zu bleiben, die sie mit Liebe aufgenommen haben. Ich entsage meiner Bitte, da sie Euren Unwillen erregt."

„Ihr sollt keinen neuen Anlaß haben, Euch über meine Härte zu beklagen," sprach er gereizt. „Eure Duldermiene würde mir in jedem Augenblicke verraten, daß Ihr mich in Eurem Inneren einen Tyrannen scheltet. Holt Eure Freundin zu Euch, aber sorgte, daß ich sie nicht zu sehen brauche."

„Auch bei den täglichen Mahlzeiten nicht?" fragte Paula.

„Auch dann nicht. Ich bin ein kranker Mann und will nicht, daß meine Unbehilflichkeit von Fremden bespöttelt wird."

„Eine solche Gastfreundschaft ist einer Beleidigung gleich zu achten," erwiderte die Freifrau. „Eine Verspottung Eures Gebrechens hättet Ihr von niemand zu befürchten, am wenigsten von einer Frau aus edlem Hause, wie es Andrea ist. Ich ziehe es für meine Freundin vor, auf Eure Großmut zu verzichten, da ich mich nicht entschließen könnte, sie zu meinen Dienerinnen an den Tisch zu setzen."

Er sah, daß sie mit Thränen kämpfte. Warum, warum nur konnte er sich nicht beherrschen, warum nur trieb es ihn, sie stets von neuem herauszufordern und seinen Groll an ihrer unerschütterlichen Sanftmut zu steigern?

„Gebt mir den Becher dort," sagte er in verändertem Tone, „Valentin brachte mir vorhin Eiswasser. Ich vergaß es zu trinken."

Sie richtete sein Haupt empor und führte den Becher an seine Lippen.

Er ergriff ihre Hand, als sie sich wieder auf ihren Platz zurückbegeben wollte. „Nimm es nicht allzu herbe mit mir, Paula," sprach er, „die Worte kommen mir zuweilen wider Willen über die Lippen; das Leiden, das mich fast ein halbes Leben peinigt, ließ mich schon lange die Welt hassen, an deren Freuden ich keinen Anteil mehr haben sollte. So bricht es denn oftmals hervor, was vielleicht nur die Auflehnung gegen das mir beschiedene Kreuz ist."

Paula ließ ihre Hand in der seinen; die Erinnerung an einen anderen durchzuckte ihren Geist, der gleichfalls ein unverschuldetes Kreuz zu tragen hatte und

von dessen Seelengröße unter dem ihm Auferlegten man ihr heute gesprochen. Wie so verschieden sich die Kraft des Leidens in den Menschen kundgab, oder war sie fähig, mit der Last des Schmerzes zu wachsen, um jene Märtyrer vor uns erstehen zu lassen, vor denen wir in Ehrfurcht uns zu beugen gezwungen sind?

Heribert von Guilerin war nicht bestimmt, ein solcher zu werden, aber dennoch klang ihre Stimme von Mitgefühl bewegt, ihre Augen ruhten mit gütevollem Ausdrucke auf seinem verfallenen Angesichte, als sie zu ihm sprach: „Ein schweres körperliches Leiden, wie das Eure, Heribert, ist wohl geeignet, mißgestimmt zu machen, weil es an allem Euch hindern muß, was Euch erfreuen könnte. Die Unthätigkeit ist einem Manne bitterer zu ertragen, als selbst körperliche Schmerzen und Euer reger Geist muß dies mit Unbehagen empfinden. Verlieret den Mut nicht, der allein in der Prüfung aufrecht erhält; auch Euch kann noch Besserung, vielleicht völlige Genesung werden und haltet Ihr an dieser Hoffnung fest, werdet Ihr wieder froher in das Leben blicken."

„Ich danke Dir für diese Worte," erwiderte er, ihre Hand küssend. „Aber," fügte er, von neuem Mißtrauen ergriffen, rasch hinzu, „wünschest Du denn, daß ich noch lange lebte?"

„Heribert!"

Die Frage war geeignet, die weichere Stimmung zu zerstören, welche unter seinen vorigen Worten sie ergriffen. Sie fühlte, daß es niemals anders zwischen ihnen werden könne, als bisher, weil ihnen beiden

das Vertrauen mangelte, das allein die Brücke gegenseitiger Achtung bildet und auch zwei widerstrebende Geister in inniger Freundschaft verbinden kann.

„Ihr rietet mir vor wenigen Minuten, manche Eurer Worte zu überhören," sprach sie gehalten, „ich will auch Eure letzten nicht gehört haben, auf die ich keine Erwiderung finde."

„Du bist ein stolzes Weib," sagte er, nicht ohne Wohlgefallen, „und das schätze ich an Dir. Wie Deine Lippen sich zur Bitte nur schwer bequemen, so würde auch Dein Herz einem sündigen Gedanken keinen Eingang gönnen, weil Du dann vor Dir selbst zu verlieren fürchtetest, was Dich über andere erhebt. Ich glaube nicht, was ich zuvor aussprach; vergieb mir, wenn ich Dich gekränkt."

„Es ist bereits geschehen, mein Gemahl."

„Und ist es Dir eine Freude, die Du ungern missen würdest, so hole Hekkings Tochter in unser Haus. Ich will nicht länger etwas dawider haben."

„Ich danke Euch, Heribert, doch wird es mir und ihr genügen, wenn Ihr mir gestattet, sie hier und da bei den Ursulinerinnen zu besuchen. Ihr habt recht, wenn Ihr meinet, daß die Gegenwart einer völlig Fremden Euch Zwang auferlegen könne."

Sie fürchtete die Ausbrüche seiner üblen Laune für den aufgedrungenen Gast, die sich zu beleidigenden Anspielungen gestalten konnten. Die Erlaubnis, in vorübergehender, weicher Stimmung erteilt, mochte ihn schon morgen wieder gereuen.

„Wie es Euch gefällt," erwiderte er achselzuckend.

„Ihr seid ja sonst nicht so schnell zu überzeugen. Mir ist es auch angenehmer so.“

Paula schwieg. Nein, es war besser, Andrea nicht bei sich aufzunehmen. Eine zufällige Erinnerung an Dom Duarte würde sich bei manchen Gelegenheiten nicht vermeiden lassen, und sie erzitterte bei dem Gedanken daran. Es würden andere Mittel sich bieten, der Freundin hilfreich zu sein; sie sollte nicht die Gastfreundschaft ihrer Hauses mit Bitternis und Demütigung erkaufen.

Ihr kam es in den Sinn, daß die Gemahlin des Herrn von Stubenberg öfters den Wunsch geäußert hätte, eine jüngere Gefährtin um sich zu haben. Zu ihr wollte sie sich begeben und ihre Teilnahme für Andrea zu wecken suchen.

Es war ihr erst am folgenden Nachmittage möglich, ihren Vorsatz auszuführen. Herr von Guilerin schien ihrer keine Minute entbehren zu können; erst, als er gegen Abend in Schlummer sank und ihre Mutter den Platz neben ihm eingenommen, wagte sie sich hinweg, um einen kurzen Besuch in dem befreundeten Hause zu machen.

Marcella war in ihrer Begleitung; die Sitte verbot den Frauen vornehmer Geschlechter, ohne Schutz über die Straße zu gehen. Paula gedachte oftmals der vergangenen Zeit, da sie allein und unbeschirmt über das von fremdem Kriegsvolk überschwemmte Land gegangen, den Bauern in Krankheitsnot beizustehen und dafür Lebensmittel zu empfangen,

die zuweilen daheim schon sehnsüchtig erwartet wurden. Es hatte niemand eine Gefahr darin für die Jungfrau gesehen, auch sie selbst nicht, die so tapfer für die Ihren sorgte. War es nicht dennoch eine glückliche Zeit, trotz aller Entbehrung, alles Kampfes um das tägliche Brot gewesen?

Jetzt war sie eine reiche und gefeierte Frau, der ihre einstige Armut wie ein ferner Traum erschien. Aber ihr Herz hatte den frohen Schlag verlernt, mit dem es damals jeden neuen Morgen begrüßte.

Marcella berührte leise ihren Arm, die Aufmerksamkeit der Herrin auf ein unscheinbares Haus in ihrer Nähe zu lenken, an dessen Fenster Handwerker Eisenstangen zu legen bemüht waren.

„Dort ist das Gefängnis, edle Frau," flüsterte sie, „ich hörte es heut in der Frühe, als ich für Euch zur Stadt ging. Sie sind dabei, es zu vergittern, denn sie meinen immer, es würde dem hohen Herrn geholfen werden."

Paula blickte zu den niedrigen Fenstern empor. Dort also! In jenen Räumen weilte er, an den sie mit soviel Trauer dachte und den der grausame Hohn des Schicksals ihr nahe geführt, die abgrundtiefe Kluft ihr deutlicher zu zeigen, die sie von ihm schied.

Das Haus sah düster und unwohnlich aus; die weitgeöffneten Fenster, an welchen die Arbeiter beschäftigt waren, ließen die kahlen, getünchten Wände drinnen, die plumpen Geräte sehen. Von den Gefangenen war niemand zu entdecken. Auf dem Vorplatze standen mehrere Dragoner, offenbar die Wächter

des Prinzen; die Thür war durch eine eiserne Kette versperrt.

Paula schritt weiter; jener stechende Schmerz, der ihr den Atem raubte, kam wieder, die Gegenstände um sie schienen zu verschwimmen; sie sah nichts mehr, als drüben die gähnenden Fensteröffnungen, die wie die leeren Augen eines Gestorbenen sie anstarrten. Marcella legte den Arm um sie.

„Der Boden ist uneben hier," sagte sie leichthin, „gebt wohl acht, teure Frau, daß Ihr nicht gleitet. Der gestrige Regen hat alles schlüpfrig gemacht. Wir gehen besser durch die Seitengasse; der Weg ist näher, als über den Ring."

Die von Marcella bezeichnete Gasse war still und menschenleer. Paula begann sich zu erholen; sie hatte sogar für die Plaudereien ihrer Begleiterin ein Lächeln; als sie an dem Hause des Baron Stubenberg angelangt.

Seine Gemahlin war nicht daheim; ihr ältester Sohn begrüßte die Freifrau und ihr Ehrenfräulein und lud beide zu kurzem Verweilen in dem Garten hinter dem Hause ein, um die Rückkehr seiner Mutter zu erwarten.

Paula nahm seine Einladung an, um in den schattigen Laubgängen etwas auszuruhen. Mit sichtlicher Freude trat der junge Ritter an die Seite Marcellas, den Damen das Geleit in den Garten zu geben.

„Ihr schenktet uns lange Zeit nicht die Aus-

zeichnung Eures Besuches, edle Frau," sprach er dabei, „auch von dem Sankt Johannisfeste hieltet Ihr Euch fern, das wir vor dem Thore feierten."

„Mein Gemahl," erwiderte Paula, „ist zu leidend, um an Festlichkeiten teilzunehmen und ohne ihn wollte ich nicht auf die Wiese gehen."

„Meine Eltern wären hocherfreut gewesen, Euch unter ihre Obhut zu nehmen," sagte der Jüngling, „und ich hätte von Euch die Erlaubnis erbeten, Jungfrau Marcella zum Tanze zu führen."

„O, Herr Eberhard," rief das schöne Mädchen, „ich kann gar nicht tanzen. Ihr hättet wenig Ehre mit mir eingelegt."

„Ihr nicht tanzen?" meinte er ungläubig. „Das kann ich Euch nicht glauben; Ihr tanzet ja immer, wenn Ihr geht."

„Verwöhnt das Kind nicht durch solche Reden," meinte Paula scherzend, „sie hat überdies die Wahrheit gesprochen. Das Tanzen wird in unserem Hause nicht geübt."

„Ich würde es Euch lehren, Jungfrau," erwiderte Herr Eberhard. „Aber seht einmal, da kommen unsere zahmen Rehe, Euch zu begrüßen, und wie sie zutraulich sich an Euch schmiegen!"

Marcella liebkoste mit Ausrufen des Entzückens die zierlichen Tiere und ließ sich von Eberhard ihr Häuschen und ihren Futterplatz zeigen.

„Habt Ihr die Tiere gern?" fragte er.

„O, sehr gern," antwortete sie, „wenn ich es

könnte, würde ich mir alle Arten halten, die ich auftreiben könnte."

„Dann müsset Ihr noch meine Tauben, meine Hasen, meine Hunde und meine Eule sehen," rief er lebhaft. „Aber wo ist Frau von Guilerin geblieben?"

„Sie war ermüdet und wollte ein wenig ruhen. Es ist besser, wir lassen sie einige Minuten allein. Sie liebt es nicht zu sprechen, wenn sie, wie jetzt, etwas erschöpft sich fühlt."

Herrn Eberhard schien dieser Umstand ganz gelegen zu kommen. Er führte seinen anmutigen Gast zu seinen Lieblingen, an ihrer Freude über die verschiedenen Tiere sich ergötzend.

Paula war währenddessen tiefer in den Garten gegangen, der sich bis zu der benachbarten Straße erstreckte. Die Bäume bogen ihre Wipfel über ihr zusammen, sie schritt in der halben Dämmerung fast wie im heimatlichen Walde dahin. Herr von Stubenberg hatte vielleicht absichtlich diesen Teil seines Gartens etwas verwildern lassen; das Gras war auf den schmaler werdenden Pfaden üppig emporgeschossen, Ginster und Brombeergesträuch wucherte zwischen künstlich aufgetürmten Steinen.

Dort schien das Ende des Gartens zu sein; eine hohe Hecke trennte ihn von dem des nächsten Besitzers. Paula schaute hinüber; der zweite Garten war ausschließlich zu Nutzzwecken angelegt, nur hier am äußersten Teile befanden sich einige Obstbäume, unter welchen man Bänke angebracht hatte.

Auf einer derselben, das Angesicht ihr abgewendet, saß ein Mann, den Kopf in die Hand gestützt. Das lange, blonde Haar fiel über seine Schultern, seine Kleidung war die eines Edelmannes, doch an seiner Seite fehlte das Schwert.

Ein Ausruf, halb des Schreckens, entglitt Paulas Lippen; ihr Herz begann fast hörbar zu schlagen, — und jetzt erhob der Fremde das gesenkte Haupt, jetzt hatte er sie auch erblickt, die fassungslos sich an das Gesträuch vor ihr klammerte.

Sie standen sich gegenüber, nur durch die Hecke getrennt, die die beiden Gärten schied, und doch einander ferne, als ob sich Länder und Meere zwischen ihnen dehnten.

„Paula!"

„Duarte!"

Es war das einzige, was sie zu sprechen vermochten und es erschien beiden, als ob der geliebte Name alles enthielte, was sie sich zu sagen hätten. Ihre Augen ruhten ineinander, ihre Hände hatten sich gefunden. Die Welt um sie her war für die Dauer einiger Sekunden vergessen und versunken, um sie allein mit ihrer Liebe und mit ihrem Leid zu lassen.

„Ich klagte heute morgen das Schicksal an, das mir aus meinem Leben alles raubt, was mir teuer ist," brach Duarte endlich das Schweigen. „Ich hatte unrecht mit meinem Grolle, denn ich sehe Euch wieder, die ich für immer mir entrückt wähnte."

„Der Zufall führte mich in den Garten des

Stubenbergschen Hauses," erwiderte sie. „Ich konnte nicht ahnen, daß Ihr in der Nähe Eure Wohnung hättet."

„Meine Wohnung," lächelte er schmerzlich, „mein Gefängnis wollt Ihr sagen, das sich in jenem Hause dort befindet."

„O lasset mich das harte Wort nicht hören, das mich daran erinnert, wie grausam man sich an Euch versündigte," bat Paula mit thränenverschleiertem Auge.

„Ihr könnt es nicht mehr von meiner Person trennen, denn ich werde ein Gefangener bis an das Ende meines Lebens sein."

„Nein, nein, Ihr werdet es nicht. Gott ist barmherzig; er wird unser Flehen für Euch erhören."

„Bittet auch Ihr für mich?" fragte er weich.

Sie wandte den Blick von ihm. „Könnt Ihr zweifeln?" murmelte sie verwirrt. „Alle meine Gedanken an Euch sind ebenso viele Gebete zu Gott."

Er bedeckte ihre Hand mit Küssen. „Ich werde hoffen, solange ich gewiß bin, daß Eure Bitten für mich zum Himmel steigen," sagte er.

Das schmerzensreiche, das beseligende Wort schwebte zwischen ihnen; er wagte es nicht auszusprechen. Sie war eines anderen Weib; sie würde ihn mit den großen, wunderbaren Augen erschreckt und vorwurfsvoll anschauen; sie würde ihm entfliehen, um nie mehr zurückzukehren.

„Zuweilen, wenn ein gütiger Traum mich in die Vergangenheit trug, glaubte ich an Eurer Seite

über die Fluren zu gehen und Eure Stimme zu vernehmen," sprach er nach einer Pause. „Ich sah Euch in dem Schein der Abendsonne, wie Ihr zum ersten Male vor mich tratet, ein Engel des Friedens und des Trostes, der Ihr allen seid, die auf Erden leiden, und ich erwachte mit einem Seufzer, daß es nur ein Traum gewesen."

„Ein Jahr nur liegt dazwischen," entgegnete sie, „und wir waren beide damals noch frei."

„Ein Jahr nur," sagte er, „und doch lange genug, zwei Menschenleben in ihr Verhängnis zu reißen; mir ist es, als ob eine Ewigkeit das Einst von dem Heute trenne."

Auch sie empfand so; es führte keine Brücke jemals wieder in jenes Einst zurück.

An der Thür des Hauses am Eingange des Gartens tauchten die Gestalten zweier Dragoner auf.

„Man sucht Euch," flüsterte Paula ängstlich.

Er warf einen Blick nach der Richtung, wo die Wächter sichtbar wurden. „Sie kommen nicht hierher, aber es ist eine Mahnung für mich, in das Haus zurückzukehren. Ich hatte längere Erlaubnis, im Garten zu bleiben, weil die Handwerker noch in den Zimmern beschäftigt sind."

Sie wußte, womit; ein schwerer Atemzug hob ihre Brust. Er bemerkte es.

„Trauert nicht um mich," sagte er halblaut, „ich fühle in diesem Augenblicke nicht, daß ich ein Gefangener bin, den Tyrannenwillkür noch tiefer erniedrigen kann. Ich sehe nur Euch und wollt Ihr

mir eine Gnade gewähren, sagt, daß ich Euch öfters sehen werde."

„Es ist unmöglich, daß ich Euch wieder begegne," sprach sie unsicher, „ich kann nur selten mein Haus verlassen; Baron Guilerin sieht es ungern, wenn ich ausgehe."

„Ich will genügsam sein, Paula," fuhr er dringender fort. „Stubenberg bot mir seinen Garten zur Benutzung an, nachdem man es ihm verweigerte, mich in sein Haus zu nehmen. Ich werde täglich eine Stunde mich in diesem Teile des Gartens ergehen dürfen und ich will dankbar es als einen Sonnenstrahl in der Dunkelheit meines Daseins empfinden, wenn ich von fern nur Eure Stimme höre, die zu anderen spricht, Euer Gewand durch die Bäume schimmern sehe und Eure Nähe als die meines schützenden Engels fühle. Ihr weigert dem Bettler am Wege eine Gabe nicht; ist dies denn mehr als Bettlersgabe für mich, dem man alles raubte?"

Der Schritt der Wächter kam näher; sie hatten ihren Gefangenen bereits vermißt; Paulas Herz zog sich krampfhaft zusammen. Hatte er nicht recht? Sein Los war härter, als das des Bettlers an der Straße, der wenigstens nicht dem bösen Willen Fremder unterworfen war. Der Schmerz um ihn drängte jedes andere Gefühl zurück. Sie erinnerte sich nur noch, daß ein Unglücklicher, ein Verfolgter zu ihr sprach und daß sie freudig sterben würde, ihn zu retten.

Hatte der Windhauch die Worte zu ihm getragen, kamen sie von ihr, die er wie eine Himmelsbotschaft vernahm?: „Ich werde Frau von Stubenberg von Zeit zu Zeit besuchen und Euch wiedersehen."

Sie bereute sofort das Versprechen, zu welchem grenzenloses Mitleid sie getrieben, als sie das Aufstrahlen seiner Züge sah.

„Dank, Dank Euch!"

„Lebt wohl!"

Sie stieß es hastig, wie beschämt hervor und ohne sich noch einmal umzuwenden, eilte sie davon, den Baumgang entlang, den sie gekommen.

Lachende Stimmen ertönten in einiger Entfernung; es mußten Eberhard und Marcella sein, die von ihren Besuchen in den Ställen zurückkehrten. Mit ihnen zugleich erschien die Baronin Stubenberg, welche Paula bereits erwartete.

„Eure liebe Anwesenheit in meinem Garten ward mir durch Euer Fräulein verraten," sagte sie, die junge Frau herzlich begrüßend. „Nun lasset uns auf dem Altan ein wenig plaudern; mein Mann wird ebenfalls sogleich hier sein und des seltenen Gastes hocherfreut werden."

Paula antwortete der höfischen Rede in gleich artiger Weise; sie hatte schnell sich in die Formen einer ihr bisher fremden Welt gefunden und ihre sanfte Anmut hatte ihr die Zuneigung der neuen Freunde gewonnen, wie ihre treue Pflichterfüllung an dem kranken Gatten ihr die Achtung aller erwarb.

Auch der Hausherr zählte zu den eifrigen Be=

wunderern der ernsten holden Frau; er nahm den Sessel ihr zur Seite ein und bestrebte sich, durch allerlei Scherze ein Lächeln auf ihr Antlitz zu zaubern. Marcella und sein Sohn vergnügten sich in einer Ecke des Altans mit den jungen Jagdhunden Eberhards; ihre Fröhlichkeit veranlaßte die Mutter des Jünglings, mehrmals einen besorgten Blick zu ihnen hinüberzuwerfen.

Die Unterhaltung wandte sich in natürlicher Folge dem letzten Ereignisse in der Stadt, der Ankunft des Prinzen von Braganza, zu. Herr von Stubenberg sprach seine wärmste Teilnahme für ihn aus und wurde darin von seiner Gemahlin bestärkt, die es bedauerte, den gefangenen Fürsten nicht als Gast in ihrem Hause beherbergen zu können.

„Ich habe Navarro schon unterwegs bemerklich gemacht,“ sagte der Baron, „daß ich seine Art, einen königlichen Prinzen zu behandeln, mißbillige. Er antwortete mir, daß er geheime Befehle vom Kaiser habe und daß er im Vergleiche zu andern Aufsehern noch milde sei. Ich hatte nicht übel Lust, ihn einen Schurken zu nennen, unterließ es aber, weil ich fürchtete, Dom Duartes Lage damit nicht zu bessern.“

„Daran thatet Ihr auch weise, Lorenz,“ bemerkte die Baronin, „Navarro ist mir nicht als der Mann geschildert, der mit sich reden läßt und könnte Euch einen üblen Dienst dafür bei dem Kaiser leisten. Sucht lieber auf gütlichem Wege etwas für den Prinzen zu erreichen, das ihm den Aufenthalt erträglicher gestaltet.“

„In Passau durfte er die Edelleute bei sich empfangen," sprach Herr von Stubenberg, „das könnte man auch hier durchsetzen."

„Man könnte noch mehr," fiel die Hausfrau ein. „Sagt Navarro, daß Ihr in Eurer Eigenschaft als kaiserlicher Kommissar ihn zu Gaste laden wolltet. Dagegen kann niemand Einspruch erheben."

„Der Schreiber wird ihn nicht zu uns gehen lassen."

„So mag er und Kapitän Capelli ihn begleiten," entschied die Baronin sorglos. „Ich werde ihm den Vorschlag machen, wenn er Euch das nächste Mal besucht."

„Du bist in der Wahl Deiner Mittel nicht schwierig," lachte der Gatte, „man müßte von verschiedenen einflußreichen Seiten den Herrn Geheimschreiber bestürmen. — Ist Euer Gemahl nicht ein Freund des Prinzen, edle Frau?" wandte er sich an Paula, die in regster Spannung dem Gespräche folgte. „Dom Duarte war ja auf Eurem Schlosse lange Zeit sein Gast."

„Der Prinz war mit seinem Regiment zu Leipheim einquartiert," antwortete Paula befangen. „Ob er Herrn von Guilerin näher stand, weiß ich nicht zu sagen, da wir bald nach unserer Vermählung hierher kamen."

„Es nähme mich wunder, wenn es nicht so wäre," meinte der Baron. „Mich hat der hohe Herr ganz und gar erobert, obgleich ich ihn nur wenige Tage und noch dazu unter den widrigsten Verhältnissen gekannt habe."

Paula fand plötzlich, daß Herr von Stubenberg ein sehr liebenswürdiger Mann sei.

„Vielleicht würde Euer Wort meinen Gemahl bestimmen, sich für den Prinzen zu verwenden," sagte sie lebhafter, als sie bisher gesprochen. „Er kennt Don Navarro von Wien her, aber seine Krankheit raubte ihm vieles von der Anteilnahme, die er sonst an den Ereignissen um ihn hegte."

„Nun, wie dem auch sei," versetzte Frau von Stubenberg, „wir werden mit unserm Plane nicht zögern. Schon nächsten Sonntag ladet Ihr den Prinzen zu uns, Lorenz; Frau von Juconer schenkt uns ebenfalls ihren Besuch und die Baronin singt uns einige ihrer herzigen Lieder."

„Das will ich gerne, wenn es Euch erfreut," erwiderte Paula, deren Brust ein warmer Strom des Glückes durchflutete, daß er sie hören solle.

Marcella und Eberhard kamen jetzt herbei. Man sprach von den letzten Festlichkeiten, der Gesundheit der kleinen Schwestern, ihrer Fortschritte im Lernen, der beabsichtigten Heimreise des Barons. Paula erinnerte sich des eigentlichen Zweckes ihres Besuches, für Andrea zu wirken, und schilderte Frau von Stubenberg die augenblickliche Lage derselben.

Die Edelfrau nahm freundlichen Anteil an dem Geschicke der Heimatlosen und versprach mit Rat und That ihr beizustehen. Paula schied von dem gastlichen Hause froheren Herzens, als seit langer Zeit; sie ließ sich auf dem Heimwege von Marcella erzählen, wie ritterlich Herr Eberhard um sie bemüht

gewesen und warnte scherzend ihre Schutzbefohlene, seinen glatten Worten zu sehr zu trauen.

„Die jungen Kavaliere meinen es nicht immer, wie sie es sagen," fügte sie hinzu. „Hüte Dein Herz, daß es nicht einen zu stolzen Wahn pflege."

Marcellas eben noch heiter lachende Züge überflog ein Schatten. „O fürchtet nichts," sagte sie, „so hoch hinauf würde ich mein Auge nimmer heben. Herr Eberhard wird mein so wenig begehren, wie es Balthasar von Törek that, und besser, wenn er es nicht thut. Ich weiß gar wohl noch, was dieser mir beteuerte und wie er zu mir sprach, als ich im Elend war, und ebenso weiß ich, was zur selben Zeit ein anderer für mich that, den ich zuvor geringer geachtet hatte, und daß ich an ihn gedenken werde, solange ich lebe, wenn er auch mich vergäße und eine Bessere als ich in sein Haus führen wollte."

„So hast Du ihn jetzt lieb, den Achaz, mit dem Du versprochen warst, wie Du mir einst sagtest?" entgegnete Paula. „Wärest Du zu dieser Erkenntnis früher gekommen, Du könntest wohl schon seine glückliche Hausfrau sein."

„Ich war von Hoffart und von Eitelkeit verblendet und wußte nicht zu schätzen, daß ich einem das Beste und Liebste auf der Welt sei, für das er alles wagen mochte. Jetzt weiß ich es besser und verlange nach keinem der vornehmen Kavaliere mehr, die doch nur glauben würden, daß sie sich zu einem Mädchen, wie ich es bin, tief herablassen, wenn sie

mit ihr tändeln, und nachher es machen, wie der von Törek that. Mit Herrn Eberhard lache ich gern, aber an den Achaz reicht er mir nicht heran und so gar lieb, wie der mich hatte, wird mich nie ein anderer mögen."

Ihre hellen Augen schimmerten von Thränen, Paula legte begütigend ihre Hand auf die des Mädchens.

„Sei getrost, meine Marcella, und bleibe Deinem Achaz treu, wie Du es seit Eurer Trennung gewesen. Ein wackerer Mann wie er vergißt nicht, was ihm so teuer war. Er kommt dereinst zu Dir zurück und hat er Dich seiner wert gefunden, wird meine Hand wohl schnell das Kränzlein flechten müssen, das dieses blonde Kraushaar an einem Ehrentage schmücken soll."

Elftes Kapitel.

Don Navarro hatte, wiewohl mit einigem Widerstreben, dem Wunsche des kaiserlichen Kommissars nachgeben und Dom Duarte gestatten müssen, das Stubenbergsche Haus zu besuchen. Er selbst und zwei Offiziere begleiteten ihn, Dragoner bewachten die Ausgänge des Gartens, trotz des Protestes Lorenz von Stubenbergs, der dem Prinzen diese Maßregel erspart wissen wollte.

Doch an dem ehernen Willen des Geheimschreibers scheiterte sein wohlwollendes Bemühen; er konnte nichts weiter für den gefangenen Fürsten thun, als durch die Ehrerbietung, die er mit den Seinen ihm darbrachte, durch kleine zarte Aufmerksamkeiten die Kränkungen ihn vergessen machen, die sein Kerkermeister absichtlich ihm zufügte, und ihm die Stunden in seinem Hause so angenehm als möglich gestalten.

Duarte begann sehr bald den Tagen, die ihn in das Nachbarhaus führten, mit Ungeduld entgegenzuharren. Hier war es, wo er Paula wiedersehen durfte, die zuweilen in dem erlesenen kleinen

Kreise erschien, den Herr von Stubenberg um seinen hohen Gast versammelte.

Er vermied es, mehr als die notwendigsten Reden mit ihr zu tauschen, um sie nicht der Beobachtung der übrigen auszusetzen; das Geheimnis ihrer Seelen hatte kein Recht, sich an das Tageslicht zu wagen; es verbarg sich scheu den Blicken der Welt, deren rauhe Hand sich trennend zwischen sie legen konnte. Und es genügte ihm, die Ersehnte aus der Ferne anzublicken, die Worte zu vernehmen, die sie zu andern sprach, und ihrem Gesange zu lauschen.

Sie sang für ihn; er fühlte es. Die Stimme, die dort jubelte und klagte, glich jener nicht mehr, die ihn in so kühl gemessener Weise kurz zuvor begrüßt. Die süßen Töne, die sich schmeichelnd hold an sein Herz legten, verrieten ihm, was stolz ihr Mund ihm bisher verschwiegen. Die Wände um sie schienen sich zu weiten, die Menschen schemengleich ihren Blicken zu entschwinden; vor ihnen rauschte der sommerliche Wald und sie gingen Hand in Hand in endlose Ferne, allein auf weiter Erde, der drückenden Fesseln frei, einem neuen Lebensmorgen entgegen.

Dann aber schwieg das Lied, der Beifall der Hörer riß ihn aus dem berauschenden Traume. Er sah sich in dem Prunkgemache des fremden Palastes, ein Gefangener, den der Befehl seines Kerkermeisters augenblicklich in sein ödes Zimmer zurückscheuchen konnte. Dort an der Wand lehnte Navarro und vor der Thür des Hauses standen seine Wächter.

Zwei Wochen waren seit seiner Ankunft vergangen; schon glaubte er sein Dasein nur noch nach den Tagen zählen zu können, die sie durch ihre Gegenwart erhellte. Was war das Ungemach seiner hoffnungslosen Haft gegen diese Stunde voller Sonnenschein? Er hatte Frau von Juconer gebeten, ihm zuweilen die Kinder zu schicken und sie hatte gern darein gewilligt. Vincentia und Armgard fanden fast täglich Zeit, zu ihrem einstigen Freunde zu schlüpfen, und ihre kindliche Fröhlichkeit riß auch ihn häufig aus der Schwermut, die seinen Geist mehr und mehr beherrschte. Er wurde, wie vordem in Leipheim, der Gefährte ihrer Spiele und wenn alle drei ermüdet vom Umherjagen auf der Bank unter den Birnbäumen Platz genommen, erzählten sie ihm, wovon sie am liebsten sprachen, — von ihrer Paula.

Heute waren sie später als sonst gekommen; er hatte bereits auf ihrem Besuch verzichtet, als ihre trippelnden Schrittchen in dem Vorplatze ertönten und sein Kammerdiener sie hereinführte.

„Wo bliebet Ihr so lange, meine Kleinen?" fragte er, sie in die Arme nehmend. „Ich warte seit einer Stunde Eurer."

„Wir sollten nicht zu Dir," berichtete Vincentia wichtig. „Herr Heribert will es nicht haben."

„Warum nicht?" fragte Duarte. „Ist er bös auf Euch?"

„Ach, der ist immer bös," sagte Armgard. „Er schalt heute bei Tisch auf uns alle und Paula

aß nicht und weinte wieder, als sie mit uns allein war."

Die Brauen Duartes zogen sich zusammen. Sie leiden zu wissen, ohne ihr beistehen zu können, bereitete ihm Pein.

„Was hatte Euer Schwager für Ursache, Euch zu schelten?"

„Gar keine," lachte Vincentia. „Er sagte nur, daß er nicht haben wolle, wenn wir immer bei Dir wären, und als wir ihm antworteten, wir hätten Dich so lieb, da wurde er ganz gelb im Gesichte, weil er Dich nicht leiden mag."

„Das bildet Ihr Euch ein, Ihr Schwatzmäulchen."

„Nein, nein," rief Armgard eifrig, „die Mutter meinte darauf, es sei nicht freundlich, Dir die geringe Kurzweil zu nehmen, da Du den ganzen langen Tag in dem garstigen Hause hier zubringen müßtest. Er aber sagte, das ginge ihn nichts an; er sei auch gezwungen, in seinem Hause zu bleiben und Krankheit wäre noch schlimmer als Gefangenschaft."

„Es ist eine Schickung so schwer, wie die andere," erwiderte Duarte. „Was sprach Paula darauf?"

„Paula gab der Mutter recht. Sie nannte es unchristlich, nur an sich zu denken und für das Leid anderer kein Mitgefühl zu haben."

„Und dann?" forschte der Prinz, als die Kleinen innehielten.

„Dann," sagte Vincentia, „warf Herr Heribert seinen Teller zu Boden, daß er in tausend Stücke

ging und die Mutter befahl der Marcella, uns hinauszuführen. Wir hörten noch draußen, wie er zankte."

„Ich beklage, daß es meinetwegen geschehen mußte," sprach Duarte.

Die kleinen Blondköpfe schmiegten sich an ihn. „Ach, lasse ihn doch gehen, den häßlichen Griesegram, wir hören nicht auf ihn und kommen doch zu Dir, wenn wir wollen."

„Er wird Paula das Leben noch mehr erschweren," sagte Duarte mehr zu sich selbst, als zu den Kindern.

Armgard blickte ernsthaft zu ihm auf. „Warum mußte er denn Paula heiraten?" fragte sie. „Und warum ist sie seine Frau?"

Er neigte sich zu der kindlichen Forscherin hinab. „Sie wurde es," antwortete er, „damit Du und Vincentia diese Sammetröckchen tragen könntet, auf die Ihr so stolz seid, damit Ihr in seidenen Bettchen schlafen und an wohlbesetzter Tafel essen dürftet. Merkt das genau, meine Kleinen; jede der Perlen, die Eure Gewänder zieren, ist mit einer Thräne Eurer Schwester erkauft."

Die Kinder schwiegen; mit ängstlicher Scheu betrachteten sie ihre reichgestickten Kleidchen, die ihnen plötzlich weniger schön dünkten, weil sie Paula Thränen gekostet haben sollten.

„Es wird die Zeit kommen," sprach Duarte mild, „da Ihr der lieben Schwester, die sich für Euch opferte, vergelten könnt, was sie für Euch gethan. Noch nahmt Ihr unbewußt, was sie Euch reich ge-

geben, einst aber wird es Eure Liebe sein, die das Empfangene tausendfältig zurückzahlt. Auch jetzt schon wird Eure Zärtlichkeit ihr Trost und Aufheiterung in den Stunden der Traurigkeit sein, die ihr die wechselnden Stimmungen Eures kranken Schwagers bereiten."

„O, wenn sie mit uns spielt, lacht sie auch noch manches Mal," meinte Vincentia. „Nur muß Herr Heribert nicht dabei sein. Weißt Du, es wäre hübscher, wenn wir einen anderen Schwager hätten und am liebsten möchten wir Dich als Paulas Mann haben."

Er antwortete nicht; er setzte die Kinder auf den Boden und schlug ihnen vor, in den Garten hinabzugehen. Der Gürtel Armgards hatte sich bei den lebhaften Bewegungen der Kleinen verschoben. Ein schmales Blatt Papier ward sichtbar, das mit einer Nadel an der Innenseite befestigt war.

„Was trägst Du da?" fragte der Prinz, die Nadel lösend.

„Das hat mir Paula angesteckt," erwiderte sie, „sie schrieb zuvor darauf und sagte mir, ich möge es nicht verlieren."

Seine Hand hatte das Papier bereits geöffnet. Es enthielt in italienischer Sprache die kurze Mitteilung an ihn, daß ihr Gatte ihr die ferneren Besuche des Stubenbergschen Hauses untersagt habe, sie daher auch am morgenden Abend nicht mehr, wie es beschlossen war, dort sein werde.

Den Zeilen war kein Gruß, kein wärmeres Wort hinzugefügt; es berührte ihn schmerzlich, obwohl er

es begriff, daß sie nicht anders schreiben könne. Die Gefahr bestand ja immerhin, daß das Blatt verloren gehen, daß ein Unberufener es finden möge, auch wenn ihr keuscher Stolz sich herbeigelassen hätte, ihm eines jener Zugeständnisse zu machen, die er ersehnte.

Er ging an seinen Tisch, einige Worte unter die erhaltene Botschaft zu schreiben, die er an ihren vorigen Platz im Gürtel Armgards verbarg.

„Gieb acht, daß Du das Blatt Deiner Schwester unversehrt wiederbringst," bemerkte er und begleitete die Kinder in den Gemüsegarten, um in gewohnter Weise mit ihnen zu spielen.

Paula ließ Vincentia und Armgard eine Stunde später durch Marcella heimholen; ihr erster Blick, als sie die Kleinen begrüßte, fiel auf das Papier, das Armgard im Gürtel trug. Mit zitternder Hand zog sie es hervor — nein, nein, sie täuschte sich nicht; es war an seinen Bestimmungsort gelangt, die festen Schriftzüge, die darunter standen, mußten von ihm kommen.

Aber sie hatte nicht Zeit zu lesen, was er ihr schrieb; da tönte schon wieder die silberne Glocke, die sie an das Lager ihres Gemahls rief; sie eilte zu ihm zurück, um nicht nutzlos seinen Zorn zu erregen.

Herr von Guilerin schien sich zu einem Grundsatze zu machen, seine junge Gattin keine Minute mehr aus den Augen zu lassen. Er war erfinderisch in Wünschen aller Art, die ihre Anwesenheit erheischten, und gestattete ihr kaum noch die Stunde der Erholung, die sie im Freien zuzubringen pflegte.

Die Furcht, sie an den gehaßten anderen zu verlieren, raubte ihm die Ruhe seiner Tage, den Schlaf seiner Nächte; was galt ihm die Miene stolzer Verachtung, mit der Paula den Anschuldigungen seiner gereizten Eifersucht begegnete? Er kannte die Frauen; er wußte, welcher täuschenden Verstellung die Mehrzahl von ihnen fähig war, wenn es sich um eine sündige Leidenschaft handelte; er hatte in vergangenen Jahren oftmals der betrogenen Männer gespottet, die, ahnungslos der eigenen Lächerlichkeit, die Treue ihrer Gattinnen priesen.

Es war freilich unter jenen Frauen keine Paula gewesen, deren Leben fleckenlos seit Jahren vor ihm gelegen, aber welches Weibes Tugend hatte jemals stand gehalten, wenn sie den Geliebten in Unglück und Verfolgung wußte? Wie rühmte Paula Andreas Seelenstärke, die sich zu so hohem Wagemute gesteigert hatte. Gewiß, sie beneidete im stillen die Freundin, die dort handeln durfte, wo sie liebte. Ob sie Mittel und Wege finden würde, mit Duarte zu verkehren, auch, trotz seines Verbotes, die ferneren Einladungen Marias von Stubenberg anzunehmen? Seine Hände ballten sich, wenn er der Möglichkeit gedachte. Er würde es zu hindern wissen, sie sollte eine Gefangene sein, wie er — wie er.

Die beständigen Aufregungen, die er sich selbst geschaffen, konnten nicht anders, als schädlich auf seine ohnehin erschütterte Gesundheit wirken. Fieberanfälle wechselten mit Atmungsnot und Krämpfen, der Arzt erklärte seinen Zustand für bedenklich und

bereitete Frau von Juconer darauf vor, daß irgend ein unvorhergesehenes Ereignis eine schlimme Wendung herbeiführen könne.

Die Edelfrau verschwieg ihrer Tochter diese Mitteilung. Sie und Paula teilten sich in die immer schwieriger werdende Pflege des eigenwilligen Kranken, der außer seiner Gattin und seiner Schwiegermutter niemand um sich sehen wollte.

Nach Vincentia und Armgard fragte er nicht mehr; die Kinder waren ihm durch ihre Lebendigkeit stets lästig gewesen. Er wußte nicht, wo sie ihre Zeit verbrachten und daß sie häufig ihren gefangenen Freund besuchten, der durch sie von allen Vorgängen in dem freiherrlichen Hause unterrichtet wurde.

Es war nach einem solchen Besuche, daß eines Abends Armgard sich in das Krankenzimmer stahl, um die Schwester zu sehen. Paula war, von der Anstrengung der Nachtwachen erschöpft, in ihrem Sessel in einen leisen Schlummer gesunken; Herr Heribert lag, ruhelos sich hin und her bewegend, in seinem Bette. Die Schmerzen, welche ihn peinigten, waren stärker als sonst; es war schwer für ihn, eine passende Körperlage zu finden.

Das Kind wollte sich leise wieder zurückziehen, als es die Schwester schlafend fand; Herr Heribert winkte die Kleine heran; in einer Art gnädiger Laune befahl er ihr, sich neben ihn zu setzen.

Armgard gehorchte zögernd; sie wußte, daß sie jetzt, ohne sich zu rühren, eine ungewisse Zeit neben

dem despotischen Schwager ausharren müsse, gleichviel, ob ihr dies unbequem war. Fast eine Viertelstunde hielt sie geduldig aus, dann versuchte sie vorsichtig von ihrem Schemel hinabzusteigen; Herr Heribert hatte die Augen geschlossen, er würde ihr Entweichen nicht gewahren.

Sie irrte sich; er schlug die Augen auf. „Bleib hier," zischte er ihr gedämpft zu, um Paula nicht zu wecken.

Erschrocken wollte Armgard ihren Sitz wieder erklettern; in der Hast ihrer Bewegungen blieb sie mit ihrem Kleidchen an einem Knaufe des Bettes hängen und kollerte auf den persischen Teppich, der den Boden bedeckte.

Das Geräusch des Falles hatte Paula aus dem Schlafe erwachen lassen; besorgt eilte sie herbei, um das Kind aufzuheben.

Armgard hatte keinen Schaden genommen; nur ihr Kleidchen zeigte einen Riß und aus ihrem Gürtel war ein gefaltetes Papier geglitten, das neben dem Bette des Barons lag. Paulas Hand griff hastig danach.

„Was hast Du da?" tönte ihres Gatten Stimme an ihr Ohr.

Sie preßte unwillkürlich das Blatt fester an sich.

„Hast Du nicht gehört?" rief der Freiherr strenge. „Gieb augenblicklich den Brief oder was es sonst ist, her."

Sie legte das Papier vor ihn auf das Bett. Ihre Wangen waren bleich geworden; in ihren Augen jedoch blitzte furchtlose Entschlossenheit.

Herr von Guilerin schlug das Blatt auseinander. Es enthielt von einer ihm unbekannten Handschrift einige Verse in italienischer Sprache.

„O qual ti deggio dar, dama gentile,
O di musa, o di grazia e nome e vanto?
Già mortal pregio al tuo valore è vile,
Che sembri al volta grazia e musa al canto.

Te dico alle sirene altro simile,
Perchè porti cantando morte e pianto,
Ch'un vitale morir dai con lo stile,
Vita col guardo, morte col canto.

Alla bellezza sei madre d'amore
E nel girar degli occhi resplendenti,
Stupido ognun' t'ammira e dice intanto
Venere al volto sei, palade al core.

A te dunque, Paula, ognun s'inchina,
Che hai nella mente e nel leggiadro volto
Ogni sapere, ogni bel pregio accolto,
Onde sei fra mortal opra divina." *)

Herr Heribert hatte die Verse zweimal gelesen, dann reichte er seiner Gemahlin das Blatt.

„Kennst Du diese Schrift?" fragte er kurz.

„Ja," lautete die feste Antwort.

„Es ist also nicht das erste Mal, daß Du dergleichen empfängst?"

---

*) Dieses Gedicht an Paula Guilerin, das in seiner Form kaum den Ausländer verrät, sondern dem Italienisch des siebzehnten Jahrhunderts entspricht, befindet sich im Manuskripte, von Duartes Hand geschrieben, noch erhalten.

„Wenn Ihr die Dichtung meint, so ist es die erste. Doch wenn Ihr mich verhören wollt, so gestattet zuvor, daß ich meine Schwester entferne.“

Sie führte das Kind bis an die Thür. „Geh zu Vincentia, mein Liebling,“ sagte sie, „ich komme bald zu Euch.“

„Von wem sind diese Verse?“ sprach der Freiherr, als sie wieder an sein Lager trat.

„Von dem Prinzen von Braganza.“

Seine Augen schienen sie durchbohren zu wollen. „Du gestehst demnach, daß Du ihm das Recht gegeben, diese verwegene Sprache an Dich zu richten?“ loderte er auf. „Du giebst es zu, daß Du mit ihm geheime Briefe wechselst?“

„Darin irrt Ihr Euch. Ich ließ ihn unlängst wissen, daß ich der Aufforderung der Frau von Stubenberg nicht folgen könne, und erhielt von ihm eine Zeile der Antwort. Auf dies allein hat sich mein Briefwechsel beschränkt.“

„Ich verlange von Dir, mir seinen Brief zu zeigen.“

Paula schritt zu einem Perlmutterschrein, der in der Ecke angebracht war, und entnahm demselben das Blatt, welches ihre Botschaft an Duarte enthielt. Seine Antwort stand darunter; es war der Ausspruch des großen Dichters, der ihm einst in Paulas Schrift begegnet, als er die Bibliothek des Schlosses zu Leipheim besichtigt hatte.

„Nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria.“

Der Baron wendete das Blatt nach allen Seiten. Es war nichts weiter daran zu entdecken, als die wenigen Worte.

„Hast Du sonst keine Botschaft erhalten?“

„Nein, mein Gemahl.“

„Was bewog Dich, dem Prinzen diese Nachricht zu geben?“

„Die Voraussetzung, daß ihm mein Fernbleiben eine Enttäuschung bereiten würde.“

„Die zärtliche Besorgnis war überflüssig. Es ziemt sich für Dich nicht, an fremde Männer soviel Anteil zu verschwenden.“

„Dom Duarte ist mir kein Fremder, sowie er Euch kein solcher sein dürfte. Jetzt zumal hat er vollen Anspruch darauf, daß die ihm gütig begegnen, welchen auch er in vergangenen Tagen Freundschaft erwies. Es ist begreiflich, daß es ihm wohlthuend sein muß, die wenigen zuweilen um sich zu sehen, die sein unverschuldet Schicksal beklagen. Ich habe deshalb Euer Verbot mit Schmerz empfunden.“

„Du konntest daran denken, zu Lustbarkeiten zu gehen, während ich, Dein Gatte, krank bin,“ rief er erzürnt.

„Ihr wurdet erst nachher in erheblichem Maße kränker. Jetzt käme mir der Gedanke nicht mehr, meinen Platz an Eurem Lager zu verlassen, wie ich es auch thatsächlich seit Wochen nicht gethan.“

„Du wachst bei mir und denkst an den andern, der sich erkühnt, Dich in glühenden Gesängen zu

feiern. Er muß es genau wissen, wie weit er gehen darf, um solche Worte an Dich richten zu können."

„Die Verse enthalten nichts, was Euch in Eurer Ehre kränken könnte. In solcher Weise einer Frau zu huldigen, ward seit Jahrhunderten jedem Ritter erlaubt."

„Und eine derartige Anbetung ist Deinem Herzen wohlgefällig. Vollende Deine Offenheit und bekenne es, daß Du ihn liebst."

„Ja," sagte Paula kalt und stolz.

„Du wagst das mir, Deinem vermählten Gatten, zu gestehen, dem Du Liebe und Treue geschworen," keuchte er.

„Ihr wußtet, daß ich meiner Mutter gehorchte, als ich Eure Werbung annahm," erwiderte sie ernst. „Ich ließ Euch über mein Empfinden nicht im Zweifel. Die Treue, auf die Ihr Anspruch erheben konntet, habe ich nie verletzt; ob ich Grund besaß, Euch zu lieben, möge Eurem eigenen Ermessen anheimgestellt bleiben."

„Ich sah Deinen Abscheu gegen mich; ich ahnte, was in Dir vorging, so staune nicht, wenn ich Dir oftmals ein rauhes Wort zu hören gab, wenn ich den Groll nicht zu meistern vermochte, der mich erfaßte, so oft ich mich überzeugte, daß Du mir nie ganz gehören würdest. Was Du mir gabst, es waren Almosen des Reichtums, der Dir innewohnt und den Du für einen anderen bewahrtest."

Sein Atem ging mühsam und stockend; erschöpft sank er in die Kissen zurück; das abgemagerte An=

gesicht nahm einen greisenhaften Ausdruck an; Paula beugte sich erschreckt über ihn.

„Lasset uns das Gespräch enden, Heribert," sprach sie eindringlich. „Es erregt Euch nutzlos und bessert unser Verhältnis nicht."

Er zwang mit gewaltsamer Anstrengung seine Schwäche hinab. „Es wäre Dir nicht unlieb, in solcher Art meinen ferneren Fragen zu entgehen," sagte er ironisch. „Du bist mir noch ein letztes Geständnis schuldig."

„Ich bin bereit, Euch jede Auskunft zu geben und fürchte Euer Verlangen nicht."

„Wie oft sahest Du den Prinzen von Braganza, seit er hier ist?"

„Ich traf ihn zufällig einmal im Garten des Stubenbergschen Palastes und zu dreien Malen in größerem Kreise bei der Baronin selbst."

„Ist dies alles, Paula?" fragte er mit Nachdruck. „Bei dem Gotte, der Dich hört, Du hast mir nichts zu verbergen?"

Ihre Augen begegneten den seinen, ohne mit den Wimpern zu zucken. „Es ist alles, mein Gemahl," sagte sie fest. „Ich verschwieg Euch nichts."

Er nickte mit dem Kopfe. „Ich glaube Dir, denn ich weiß, daß Paula Juconerin zu stolz zur Lüge ist, daß sie den Mut auch besäße, eine begangene Sünde zu bekennen."

„Ich würde mich verachten, wenn ich anders zu handeln fähig wäre," antwortete sie.

Der Kranke schwieg einige Minuten; dann be-

bewegte er die Glocke, die den Kammerdiener herbeirief.

„Nimm die Papiere dort,“ befahl er, als Valentin erschien, „und lege sie in einen Umschlag, den Du mit meinem Siegel verschließest.“

Der Kammerdiener that, wie ihm geheißen. „Was befiehlt Eure Gnaden, daß damit geschehen soll?“

„Trage sie in das Gefängnis Seiner Hoheit, des Prinzen von Braganza, und übergieb sie seinem Sekretär mit dem Zusatze, daß sie durch ein Versehen an mich gekommen, ich mich daher verpflichtet fühlte, sie ihrem Eigner wieder zuzustellen.“

Der Diener entfernte sich, den Auftrag auszuführen.

„Du sagst mir nichts, Paula?“ wandte der Freiherr sich an seine Gattin, die stumm am Fenster stand. „Nicht einmal einen Vorwurf, daß ich Dir die Blätter raubte, die Dir ebensoviele kostbare Erinnerungen bedeuten?“

„Nein, mein Gemahl,“ sprach sie mit ruhiger Würde, „was Ihr in diesem Augenblicke thatet, war, gleichviel, welchem Beweggrunde es entsprang, Euer Recht.“

* * *

In der Nacht, die diesem Tage folgte, herrschte in dem freiherrlichen Hause eine außergewöhnliche Unruhe. Die Dienerschaft eilte hin und her, die

Ärzte kamen und gingen, Baron Guilerin lag in wilden Fieberphantasien; man fürchtete für sein Leben.

Paula saß an seinem Bette und legte kühlende Tücher auf seine Stirn. Er erkannte sie nicht mehr, obgleich er ihren Namen beständig rief; zuweilen wurde er unter der Berührung ihrer Hand ruhiger, um dann plötzlich wieder mit einem Aufschrei emporzufahren und mit verstörten Mienen zu fragen, wo sie sei.

Dann neigte sie sich über ihn, mit sanfter Stimme ihm zu sagen, daß sie an seiner Seite, daß sie nicht von ihm gehen wolle, wenn er es nicht selbst verlange. Er sah sie zweifelnd an und schüttelte den Kopf.

„Du bist nicht Paula," murmelte er, „sie haben eine andere hergesandt, um mich zu täuschen, und Paula ist bei ihm."

Es war der Gedanke, der ihn nicht verließ, das Schreckgespenst, das ihn gemartert hatte, seit er um die Anwesenheit seines Nebenbuhlers wußte. Erst in diesen letzten, bangen Tagen wurde es Paula klar, was ihr Gatte unter den Qualen seiner Eifersucht gelitten haben müsse, die ihn zu ihrem Peiniger gemacht und das für ihn erwachende Gefühl jedesmal in seinem Keime erstickt hatten.

Drei Tage waren endlos lang vorübergeschlichen; Paulas Kräfte begannen unter der aufreibenden Pflege nachzulassen. Sie harrte mit heroischer Überwindung aus; es war die einzige

Genugthuung, die sie ihm geben konnte, der vergebens um ihre Zuneigung geworben. Ihre Mutter suchte sie zu überreden, ihr für die heutige Nacht den Platz am Krankenlager zu lassen. Sie lehnte es ab; ihr Gatte konnte erwachen und seine Erregung würde keine Grenzen kennen, wenn er sie nicht fände.

Schon seit mehreren Stunden hatte er in einer stillen Betäubung gelegen, doch nach einer solchen pflegten die Fieberträume um so heftiger wiederzukehren. Paula fürchtete sein Erwachen ebenso sehr, wie sie der Zustand beängstigte, in welchem sie ihn jetzt vor sich sah.

Sie hatte Valentin zur Ruhe geschickt, ein zweiter Diener harrte im Vorzimmer ihrer Befehle, falls der Arzt geholt werden sollte. In dem Gemache des Kranken herrschte tiefe Stille. Eine verhüllte Lampe warf ihren matten Schein auf die Gegenstände rings umher; gegen die geschlossenen Fenster stieß der Wind und peitschte die Ranken wilden Weines, welche die Mauern des Hauses umkleideten, gegen die Scheiben.

Von der Turmuhr im Innern der Stadt tönten elf Schläge; Paula erhob sich leise und mischte den Trank, den der Arzt dem Kranken verordnet hatte zu nehmen. Schlief er noch immer?

Fast war es ihr, als ob er sich langsam regte; sie näherte sich auf den Fußspitzen dem Bette; der Freiherr lag mit weitgeöffneten Augen in den Kissen, zum ersten Male wieder mit klarem Bewußtein um sich schauend.

Sie legte ihre weiche Hand auf seine Stirn.

„Ihr wachet, Heribert,“ sagte sie halblaut, „ist Euch jetzt besser?“

„Besser als seit langer Zeit,“ antwortete er, „ist die Nacht bald vorüber?“

„Eine Stunde fehlt noch bis Mitternacht.“

Er starrte einige Minuten vor sich hin. „Setze Dich zu mir, Paula,“ gebot er, „ich möchte mit Dir reden.“

Sie nahm den Sessel an seinem Bette ein. „Ihr solltet bis zum Morgen warten, wenn Ihr mir etwas sagen wollet,“ erwiderte sie, „das Sprechen muß Euch anstrengen.“

„Ich habe keine Zeit mehr, den Morgen zu erwarten,“ sprach der Kranke, „so sei es jetzt, da ich noch Kräfte genug besitze, zu Dir zu sprechen. Reiche mir den Trank dort; meine Lippen brennen.“

Sie füllte einen der silbernen Becher, die auf dem Tische standen, und bot ihn dem Freiherrn. Er leerte ihn fast bis zur Neige und gab ihr dann einen Wink, sich wieder zu setzen.

„Mir träumte in den letzten Tagen beständig, Du seiest fern,“ sagte er. „Doch wenn ich halb erwachte, sah ich Dich neben mir. Hatte ich mich getäuscht? Warst Du es wirklich?“

„Ich war bei Euch, Heribert,“ antwortete sie, „und habe nur, um ein wenig zu ruhen, auf halbe Stunden meinen Platz verlassen, obgleich Ihr in Euren Fieberträumen stets eine andere statt meiner zu sehen meintet.“

„Ich machte Dir viel Mühe und Plage, aber sie ist in geringer Zeit zu Ende. Ich sterbe und Du bist von mir befreit, der Dir kein Glück zu geben verstand.“

Sie erwiderte nichts.

„Du wirst meinen Tod nicht zu beklagen haben,“ fuhr er fort, „denn man beweint nur, was man vermißt und ich habe keinen Anspruch, von Dir vermißt zu werden. Vielleicht wird Dir in späten Jahren einst die Erinnerung kommen: Da war ein alter Mann, der trotz all seiner reichen Güter von des Lebens Freuden ausgeschlossen war, weil unheilbares Siechtum ihn seit seiner frühen Jugend an das enge Krankenzimmer fesselte. Das Gold, das er um sich streute, erwarb ihm Gefährten, aber keine Freunde, weil es für niemand eine Kurzweil ist, die trüben Stunden eines Schmerzgeplagten zu erheitern. Die Frauen, die sich ihm nahten, trieb zuweilen wohl das Mitleid, aber häufiger noch Berechnung und Eigennutz zu ihm. Da sah er in dem Niedergange seines Lebens eine noch, die ihm höher und herrlicher dünkte als alle, die er bisher gekannt und deren ganzes Sein dem Streben geweiht schien, die Trösterin der vielen zu werden, die nach Trost seufzen. Er sah ihren fleckenlosen Wandel, ihr opfermutiges Thun, die tiefe Liebesfülle ihres Wesens, und in des alternden Mannes Herzen erwachte ein thörichtes Sehnen, das seiner Jahre spottete und in dem unbezwingbaren Verlangen gipfelte, jenes holdselige Geschöpf sein eigen nennen zu dürfen, aus dem Reichtum

ihres Herzens das Glück schöpfen zu können, das er nie gekannt.“ — — — — — — — —

„Ich gab mich keinem unmöglichen Wahne hin,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „als ich bei Deiner Mutter um Dich warb, aber dennoch nenne ich die Hoffnung eine Thorheit, die mich damals erfüllte. Ich hatte auf die Unberührtheit Deines Herzens gerechnet, das Mitleid und Dankbarkeit für ihn erwärmen konnten, der Dich aus Armut und Demütigung zu einer ungeahnten Höhe erhob. Ich mußte es zu bald erkennen, daß ich mich geirrt und daß Dein Herz bereits gewählt hatte, ehe Deine Lippen mir das bindende Wort gegeben.“

„Ich leugne es nicht, Heribert,“ sprach Paula, „daß ich genau zu der Zeit, da meine Mutter mich Euch angelobte, den starken Eindruck empfand, den eines anderen Mannes Wesen auf mich übte. Ich war in klösterlicher Abgeschiedenheit emporgewachsen; nichts kannte ich, als jenen engen Kreis, der mich umgab und der mein Tagewerk umschloß. Aus einer fremden Welt kam er zu mir und sie erschien mir plötzlich einem ungeahnten Wunderlande gleich, an dessen Pforte ich staunend stand und das mein Fuß niemals betreten würde. Wie durfte ich glauben, daß je seine Hand mich dahin führen solle, der unerreichbar über mir sich meinen Blicken zeigte? Ich war nicht so vermessen, vom Schicksal ein Wunder zu erwarten; ich wußte, daß es nur ein Traum sei, in dem ich lebte und daß er früher oder später zerrinnen müsse, sowie er selbst, der ihn hervorge-

rufen, in kurzem wieder aus meinem Dasein schwinden würde, als hätte ich ihn nie gekannt. Denket nicht, mein Gemahl, daß ich nicht mit mir gekämpft, daß ich mir nicht die Rechte vorgehalten, die Ihr auch an das Innenleben Eures Weibes hattet, doch siegreicher wäre mein Kampf gewesen, wenn Ihr Geduld und Nachsicht mit der Unerfahrenen geübt hättet, die man Euch als Eigentum überliefert hatte."

„Ich war Dir kein gütiger Gatte, ich verhehle es nicht," entgegnete er düster. „Nie konnte ich es überwinden, daß zwischen Dir und mir das Bild des andern stand, dem Deiner Jugend erstes Aufglühen gehörte. Ich sah Dein Auge ihn in leerer Ferne suchen, wenn Du an meiner Seite saßest, ich sah Deine Wange sich färben, wenn sein Name zufällig genannt wurde, und ich lernte ihn zu hassen, weil ich ihm mißgönnte, was Du ihm gabest, um es mir zu versagen. Es trieb mich, Dich zu peinigen oft, oft wider meinen Willen. Vergieb es mir um alles dessen, was ich um Dich litt."

Sie faßte seine Hand. „Ich hege keinen Groll gegen Euch, denn es war nicht Euer Selbst, was mir zuweilen wehe that. Es war der Dämon Eures Argwohns, der von Euch Besitz genommen und Euch antrieb, einem Grolle Ausdruck zu geben, der mit einem Schatten kämpfte, bis dieser von neuem Gestalt gewonnen hatte. Die Wunde schließt sich nicht, die man mit rauher Hand berührt, und Euer Vertrauen zu mir war nicht groß genug, um zu glauben, daß ich Eure Ehre nicht verletzen würde."

„Der Mann, den Du geliebt, trat von neuem in Deines Lebens Kreis, und die Verhältnisse, unter welchen es geschah, waren außerordentlich genug, um auch einen stärkeren Willen, als den Deinen, zu bezwingen. Ich zweifle nicht an Dir, doch es ist Zeit, daß ich von Dir gehe, um ihm Platz zu machen."

Sie trocknete mit ihrem Tuche seine Stirn. „Nicht so, Heribert," sagte sie mild, „nicht solche Worte, die den Stachel stets von neuem in Eure Brust drücken! Wie oft in dem verflossenen Jahre ersehnte ich es, in Euch den Freund zu finden, dessen meine Seele in ihrer Vereinsamung bedurfte. Dann aber scheuchte mich Euer herbes Wort hinweg, mit dem Ihr rügtet, was Euch wie eine Verfehlung an Euch selbst erschien."

„Der Freund, den Du verlangtest, konnte ich Dir nicht sein, da ich Dich liebte und Gleiches von Dir forderte. Das Schicksal war mir schuldig geblieben, was es andern freigebig in den Schoß warf. In Dir erblickte ich die letzte Blüte meines erlöschenden Lebens. Ich hätte mich erinnern müssen, daß es ein Wagnis sei, Dich an mich ketten zu wollen und daß die Natur ihre ewigen Gesetze nicht verleugnen läßt."

Die Lampe flackerte empor wie im Verlöschen; gegen die Fenster schlug der Regen und der Nachtwind schüttelte die Kronen der Bäume. Die Flügel des Todesengels schienen durch das dämmrige Gemach zu rauschen.

„Du wirst nun frei, Paula," fuhr der todkranke

Mann fort, „und Deine Liebe wird keine Sünde mehr sein, aber glücklich wirst Du nicht durch sie. Jetzt an der Schwelle jenes anderen Lebens, in welchem Erdenwünsche untergehen, kann es mich wie Mitleid mit Dir ergreifen, wenn ich des Leidensweges gedenke, dem Du entgegengehst. Unter Tausenden hat Dich der Schöpfer mit den seltensten Gaben begnadigt, unter Tausenden wird das Kreuz das schwerste sein, das sein unerforschlich Wollen auf Deine Schultern legte."

„Der es mir gesandt, wird mir die Kraft verleihen, es zu tragen," antwortete sie, „und ich will es auf mich nehmen, freudig, ohne Klage, wenn es mir dadurch gelänge, einen andern zu retten."

„Es gelingt Dir nicht," sprach er, „mir sagt meine Ahnung, daß es keine Rettung für ihn giebt, der dem unerbittlichen Verhängnis bereits verfallen. Siehst Du nicht den Schatten dort näher und näher schreiten? So geht das Verderben seinen Gang und auch Deine Bitten, Deine Thränen halten es nicht auf."

Er deutete mit der Hand in den Hintergrund des Zimmers, unwillkürlich schaute Paula sich um.

„Das Fieber kehrt Euch wieder, Heribert," sagte sie beruhigend, „versucht zu schlafen. Ich wache für Euch."

„Du wirst in bängeren Nächten auch für ihn wachen," murmelte er vor sich hin. „Wenn ich jemals Vergeltung forderte, sie würde mir durch Deinen Schmerz zu teil. Halte ein, Allewiger, sowie ich ihr verzieh. Ich war es, der an ihr gefehlt, als ich sie

für mich begehrte, und ich habe meine Thorheit büßen müssen."

Seine Worte wurden unverständlicher, Erinnerungen aus seinem früheren Leben wechselten mit unklaren Visionen. Paula ließ ihre Mutter wecken und den Arzt benachrichtigen. Doktor Rodwendus bestand darauf, die völlig ermattete junge Frau für eine Stunde zu entfernen. Der Kranke schien zu schlummern, Paula ließ sich widerstandslos von der Mutter in das Nebenzimmer führen.

„Rufet mich, wenn er nach mir verlangt," sagte sie, als Frau von Juconer sie auf ein Ruhelager bettete.

Der Morgen dämmerte herauf, als Paula erwachte. Erschrocken sprang sie auf, um wieder in das Krankenzimmer zu gehen. An der Thür trat ihre Mutter ihr entgegen.

„Ich wollte Dich soeben rufen," sagte sie flüsternd, „doch es ist zu spät; er ist im Schlafe schmerzlos verschieden."

Ende des zweiten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Schuldlos geopfert

Bd.: 2.

1896